Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 13 — Gotha, 8. Juli 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Sich geliebt wissen [Sp. 617] — Religiöses Erleben und Offenbarungsglaube. Zur Auseinandersetzung mit Friedrich Gogarten [Sp. 618] — Karl Holl [Sp. 627] — Mein Weg zum Frieden. Zweites Stück [Sp. 632] — Aus den Pensées von Felix Bovet [Sp. 635] — Klosterleben auf dem Koyasan [Sp. 637] — Kompetenz der Kirchen Zwei offene Briefe [Sp. 642] — Caveant consules [Sp. 645] — Volksentscheid und Kirche [Sp. 646] — Erklärung D. Heilers [Sp. 649] — Das Hebräische im theologischen Studium [Sp. 650] — Pfingsttagung in Augustusburg [Sp. 651] — Um den christlichen Sonntag [Sp. 652] — Bücher und Schriften: Der Protestantismus der Gegenwart (Schenkel); Das christologische Problem als Lebensfrage (Peter); Trostbüchlein (Werdermann); Der Sonntag (Schmid-Kugelbach); Anarchie im Drama (Diebold); Die Königin (v. Sell); Martha und Maria (Anker Larsen) [Sp. 653] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 655] — Wöchentliche Chronik [Sp. 658] — Verschiedenes: Von der anglikanischen Kirche; Erinnerungen an Holl; Haeusser-Abend in Berlin; Lutherfilm; Preisausschreiben; Kleine Mitteilungen [Sp. 660] — Abendlied [Sp. 662] — Versammlungskalender — Anzeigen

Sich geliebt wissen

Lasset uns ihn lieben, denn Er hat uns erst geliebt. 1. Joh. 4, 19

Schon recht, was uns in voriger Nummer gesagt wurde: „Was bei uns allezeit wirklich sein sollte." Immer fröhlich und dankbar sein, denn: „lieben wir Gott, so werden wir durch alles, was uns widerfährt, reif gemacht. Haben wir am Schicksalslenker Freude und schöpfen wir aus solcher Freude Kraft uns vom Schicksal nicht unterkriegen zu lassen, so kann das Schicksal uns nicht schaden, sondern es muß uns zum Besten dienen."

Schon recht. Aber das Geheimnis, wie denn man so etwas kann, muß doch auch ausgesprochen werden. Dies ists, daß man sich geliebt weiß!

Sich geliebt wissen — das ist das eigentliche große kündliche Geheimnis alles irdischen Glücks und alles himmlischen Friedens. Vom irdischen Glück wollen wir nicht lange reden: genug zu sagen, daß Jemand arm und krank und elend sein kann, und ist nicht verlassen, sondern geliebt, und weiß das auch und kann sich darauf verlassen, der ist selig in all seiner Not. Daß so viele Menschen ein jämmerlich Leben so tapfer aushalten, das kommt daher, daß sie mitten drin doch Liebe erfahren. Aber mit der Religion ists nun vollends so, wenigstens mit der christlichen: was wir an ihr haben, wodurch sie uns beglückt und hebt und trägt, ist — daß wir uns geliebt wissen.

Von diesem „Sich geliebt wissen von Gott" und daß dies recht eigentlich der Glaube sei, hörte ich jüngst in der Einleitung einer Predigt, und zwar so nachdrücklich und ergreifend, daß ich Mühe hatte der weiteren Predigt zu folgen. Dabei fiel mir etwas Merkwürdiges ein. Es wurde mir klar, daß ich als Gymnasiast einmal eine Predigt gehört habe über die Strophe:

Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Das Lied ist von Paul Flemming. Die Predigt war eine Wahlpredigt. Der Prediger machte drei Teile daraus, je zwei Zeilen die Überschrift eines Teils.

Wie er das durchgeführt hat, weiß ich nicht mehr. Des Textes erinnere ich mich auch nicht. Aber nun besann ich mich weiter und kam zu einer schmerzlichen Entdeckung. Nämlich, daß ich von den unzähligen Predigten, die ich als Knabe gehört habe, überhaupt nichts mehr weiß. Nicht die geringste Erinnerung kann ich auftreiben. Und dies Vacuum geht bis in die Studentenzeit hinein.

Was beweist das? Zunächst ein sehr schlechtes Gedächtnis. Sodann einiges gegen die etwaige Überschätzung der Predigt. Man hat doch wohl die Säfte seines religiösen Lebens viel mehr anderswoher gesogen. Aber es beweist doch auch für die Predigt. Wenn ich nun bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr mindestens achthundert Predigten gehört habe (sie lassen sich doch zählen!) und nur aus Einer etwas behalten — aus der Wahlpredigt eines Unbekannten, der nicht gewählt wurde — und das war diese Strophe: ja, war das nicht vielleicht wert, daß ich achthundert Mal in die Kirche ging?

Es ist etwas sehr Sonderbares um das Wort. Um die Wirkung eines einzelnen Wortes. In den Aufzeichnungen des Arztes begegnet uns das ja auch, gerade eben jetzt in diesen Blättern.

Sich von Gott geliebt wissen — das ists. Daran liegt Alles. Das ist die Erlösung, die Rechtfertigung, das ist Glaube und Friede. Das ist Schleiermachers absolute Abhängigkeit. Daß man sich abhängig weiß vom Absoluten, von Gott, — von der ewigen Liebe.

Wenn wir das haben, dann sind die Rätsel des Daseins für uns gelöst. R

Religiöses Erleben oder Offenbarungsglaube?

Zur Auseinandersetzung mit Friedrich Gogarten *)

1

In seinem — leider ja letzten — Werk „Der Historismus und seine Probleme" weist Troeltsch immer wieder darauf hin, wie die ganze moderne Philosophie ihre bezeichnende Eigenart durch die Wendung in der Problemstellung gewinnt, die von Descartes begründet worden ist. Die Antike und das die antike Philosophie nur religiös umschaffende Mittelalter gingen beide von der Ontologie aus, von letzten metaphysischen Sätzen, aus denen die Wirklichkeit abgeleitet werden sollte. Mit Descartes wird die Philosophie unter dem Einfluß der modernen Innerlichkeit und unter dem Druck der Übersättigung an unlösbaren Seins-Problemen stattdessen Bewußtseinsphilosophie, Zergliederung des Bewußtseins auf seinen Inhalt und die ihn ordnenden Gesetze hin.

*) Es handelt sich uns dabei hier immer nur um den Gogarten, wie er aus seinen letzten Veröffentlichungen spricht: „Die religiöse Entscheidung" (r. E.) 1921, „Von Glauben und Offenbarung" (Gl. u. O.) 1923, dazu den Aufsätzen in der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten" (Z. d. Z.), jetzt zusammengefaßt unter dem Titel: „Illusionen" (I.) 1926. Alles bei Eugen Diederichs, Jena. (Illusionen. Eine Auseinandersetzung mit dem Kulturidealismus. 146 S. 4, geb. 5.50 M.) In früheren Schriften hat Gogarten zum Teil ganz andere Gedanken vertreten. Es kommt uns hier aber nicht darauf an, seiner theologischen Entwicklung nachzugehen, sondern zu dem Problem Stellung zu nehmen, vor das er uns heute vornehmlich stellt.

Ganz sicherlich gibt das über die Philosophie hinaus der gesamten modernen Kultur wesentlich ihr Gepräge. In allerstärkstem Maße hat es sich insbesondere auch in der neueren Theologie geltend gemacht. Überall, wo man an Schleiermacher anknüpft, nimmt auch die Theologie ihren Ausgangspunkt von dem frommen Bewußtsein, wozu unter dem hier ausschlaggebenden Gesichtspunkt auch die seit Schleiermacher immer stärkere Heranziehung der Geschichte gehört. Denn das bedeutet ja, so wie es geschieht, zumeist nichts Anderes als nur gleichsam eine Ausweitung des frommen Bewußtseins über den Einzelnen hinaus zum Bewußtsein der Menschheit. Das hat sich bis in die Kreise der sogenannten „positiven" Theologie hinein ausgewirkt. Es sei nur des Erlanger Frank und seiner Schule gedacht oder daneben etwa an Beck und Kähler. Ganz besonders ist dadurch aber Alles bedingt, was man als „liberale" Theologie im weitesten Sinne oder etwa als Neuprotestantismus bezeichnet.

Natürlich soll damit die Frömmigkeit nicht von dem Transszendenten losgelöst und in bloße Stimmungen verflüchtigt werden. Es mag da und dort ja wohl einmal Theologen geben, für die Gogartens Kritik zutrifft, daß sie die Religion zu „religiös gefärbten Bewußtseinszuständen degradieren", das Jenseits „zu einem phantasiemäßigen Reflex irgendwelcher Bewußtseinserregungen werden" lassen und damit „das Jenseits der Bewußtseinszustände verlieren" (r. E. 76 f.). Vor allem ist das überall dort die große Gefahr, wo man im Grunde ästhetische Stimmungen als Religion aufputzt. Man könnte darüber hinaus auch an eine Religionsauffassung denken, wie sie etwa Simmel in seiner Schrift „Die Religion" vertritt. Simmel sieht hier ganz deutlich, wie die Religion überall dort, wo sie sich ursprünglich regt, den Anspruch auf Transszendenz erhebt, und welche Bedeutung der ins Transszendente hinübergreifende Glaube für das religiöse Leben hat. Er versucht es auch, diesem Anspruch auf seine Art gerecht zu werden. Schließlich kommt ihm der Gottesglaube aber doch bloß auf eine Projektion seelischer Stimmungen in besondere Gebilde hinaus (S. 29). Da ist dann alles aufgegeben, was dem Gottesglauben, wenn er sich selbst recht versteht, wesentlich ist.

Aber so meint es doch jene Theologie nicht, wie wir sie oben gekennzeichnet haben. Schon Schleiermacher steht hier ganz anders. Auch dort, wo er wie in den „Reden" die religiöse Anschauung durch die Phantasie geschaffen sein läßt. Auf keine Weise will er hier die Selbständigkeit des dem Bewußtsein Transszendenten in Frage stellen. Erst recht gilt das für alle die Theologen, die heute die von Schleiermacher geschaffene Grundauffassung von der Aufgabe der Theologie festhalten. Was sie meinen, ist doch dieses, daß wir Gott nur haben können so, wie er sich uns in unserem Leben offenbart, und daß darum unser religiöses Erleben oder auch das religiöse Erleben der Menschheit der Ausgangspunkt für alle Theologie sein muß. Sie wollen nicht das Objektive, das Transszendente über dem Subjektiven verlieren, aber sie sehen keinen anderen Weg, zu dem Objektiven vorzudringen, als durch das Subjektive hindurch.

Aber auch wenn man das Problem so stellt, ist hier der Punkt, an dem Gogarten sich grundlegend von diesem Neuprotestantismus geschieden weiß und ihn als „Pseudoprotestantismus" ablehnt. Er kann und will damit nicht einfach in irgendwelche Form der bisherigen Orthodoxie zurücklenken. Wie weit er sich doch mit ihr berührt, ist eine Frage für sich. Aber er würde sich auf jeden Fall mit der gesamten sogenannten „liberalen" Theologie in aller Entschiedenheit dagegen wehren, wenn aus dem Evangelium ein Lehrgesetz gemacht werden sollte. Auch kommt er im Ganzen seiner inneren Einstellung eben doch von der kritischen Theologie her und stimmt mit ihr darin zusammen, daß es für die moderne Geschichtsbetrachtung nicht mehr sogenannte Heilstatsachen geben kann, die das göttliche Geschehen äußerlich greifbar abgrenzen. Auch die sogenannten Heilstatsachen sind Tatsachen derselben Art und vom selben Wesen wie alle anderen Tatsachen auch. Es ist ihm darum ein Mißverständnis, anzunehmen, daß das göttliche Geschehen durch einen äußeren Wunderhabitus sich von dem gewöhnlichen Geschehen unterscheiden und sich durch diesen hart genug in die Augen fallenden Unterschied ganz direkt erkennen lasse. Göttliches Geschehen kann in irdischem Stoff und in der Gesetzlichkeit des irdischen Materials immer nur auf sehr indirekte Weise wahrgenommen und ergriffen werden (r. E. S. 79 f.).

Aber darauf kommt es ihm in seinem Gegensatz zum Neuprotestantismus an: er sucht eine Begründung der Religion jenseits des religiösen Erlebens und unabhängig von ihm in einer allem Menschlichen entrückten objektiven Sphäre. Mögen der Offenbarung „Erlebnisse" folgen, sie sind nicht die unmittelbare Berührung der Seele mit Gott, in der der Mensch seines Gottes gewiß wird. Nicht im religiösen Erleben haben wir die Offenbarung Gottes; die Offenbarung muß vielmehr etwas schlechthin objektiv Gegebenes sein.

Nur von diesen Voraussetzungen aus kann, wenn ich recht sehe, das, was Gogarten will, richtig aufgefaßt und verstanden werden. Darum auch die Überschrift: Religiöses Erleben oder „Glaube an die Offenbarung"? Wobei dieses Oder im Sinne Gogartens als ausschließender Gegensatz genommen werden muß: entweder Erlebnisfrömmigkeit oder Glaube an die Offenbarung.

2

Es kann kein Zweifel sein: Mit diesem Verlangen nach dem „Objektiven" und dem damit gegebenen Gegensatz gegen allen Individualismus und Subjektivismus kommt Gogarten einer heute weit verbreiteten Stimmung entgegen. Man ist der eigenen Verantwortung müde. Man sehnt sich, da Alles ins Wanken gekommen ist, überall und vornehmlich auch in der Frömmigkeit nach etwas ganz Festem, das in der allgemeinen Erschütterung einen Halt geben kann und der allgemeinen Auflösung einen Damm entgegensetzt. Ganz sicherlich ist das auch mit ein Grund dafür, warum Gogarten bei seinen Vorträgen oft auch dort einen starken Eindruck macht, wo man das Tiefste an seiner religiösen Einstellung gar nicht versteht, vielleicht gar nicht verstehen kann.

Aber wir würden uns unsere Aufgabe doch zu leicht machen und würden Gogarten nicht gerecht werden, wollten wir das ohne Weiteres, wie es wohl zuweilen geschieht, gegen ihn selbst ausspielen. Er selbst will sich auf jeden Fall sehr entschieden gegen alles abgrenzen, was nur aus Müdigkeit und Ressentiment kommt. Wer sich für die objektive auf Autorität gegründete Gemeinde gegen die individualistische auf Freiheit gestellte Gemeinschaft entscheidet — eine für Gogarten notwendige Folge der grundlegenden Entscheidung für das Objektive gegenüber dem Subjektiven (Gl. u. O. S. 63 ff.) — der mag es nicht vermeiden können, daß er in eine sehr fatale Nachbarschaft von Reaktionären und Romantikern und von solchen gerät, die das Heil aus dem Osten, Rußland, China oder Indien erwarten, und von anderen Ressentimentserlegenen aller Art (Gl. u. O. S. 65 f.). Er selbst legt dagegen allen Nachdruck darauf, daß das, was er will, in keiner Weise in den gegenwärtigen Weltverhältnissen begründet ist und aus den Zeitverhältnissen heraus verstanden werden könnte. Es ist vielmehr wirklich zu verstehen nur aus dem alten und (von uns Menschen aus) jedenfalls immer gleichen und äußerst problematischen Verhältnis von Zeit und Ewigkeit, von Mensch und Gott (r. E. Vorwort S. 3). Darum geht es, daß man Gott wirklich als Gott nimmt und deshalb die Kluft, die zwischen Gott und Mensch aufgetan ist, sieht und ganz ernst nimmt.

Diese Kluft ist so tief, daß es für den Menschen über-

haupt keine Berührung mit Gott geben kann, auch nicht in seinen innerlichsten Erlebnissen. Nur Gott kann sie selber überbrücken in einem Tun, das vom Menschen aus gesehen schlechterdings ein absolutes Wunder ist. Das ist ja doch das — so sieht Gogarten die geistige Lage — was Luther in seinem Kampf gegen die Werkheiligkeit einst wieder auf den Leuchter gestellt hat. Heute aber ist es auch in der evangelischen Theologie weithin verloren gegangen. Man redet hier wohl überall auch von jenen großen Erkenntnissen Luthers. Aber die theologische Stellung ist nicht davon bestimmt. Man weiß davon als Historiker und Philologietheologe — so hält er Hirsch einmal entgegen —, aber man weiß in Wirklichkeit nicht, was man weiß (Z. d. Z. 3, S. 59).

3

Was versteht nun Gogarten unter dem Glauben an die Offenbarung Gottes? Dieser Glaube ist wie die Offenbarung auf jeden Fall ganz und gar an Jesus Christus gebunden. Aber man wird, um das recht aufzufassen, gleich Eines allem Anderen vorausschicken müssen: An die Offenbarung Gottes in Jesus Christus glauben bedeutet nicht und darf nach den Voraussetzungen Gogartens nicht bedeuten, daß der Mensch an dem geschichtlichen Jesus von Nazareth etwas Besonderes erlebt. So hat Herrmann etwa, um nur ein Beispiel herauszugreifen, seine ganze Theologie doch immer wieder mit besonderer Eindringlichkeit darauf aufgebaut, daß hier in dem geschichtlichen Personenleben Jesu dem Menschen von heute die grundlegende Gottesoffenbarung widerfährt, indem uns hier ein so wunderbares Bild sittlicher Energie und ungebrochener Zuversicht zu der Liebe Gottes begegnet, daß es uns innerlich beugt und zu völliger Ehrfurcht zwingt. Daran erleben wir es, wie Gott uns nahekommt und zu uns redet. Ähnlich ist das heute überall in der modernen Theologie die grundlegende Voraussetzung, wo von der Offenbarung Gottes in Jesu Christo die Rede ist: überall ist hier das menschliche Personenleben Jesu irgendwie der Träger der Offenbarung Gottes, und die Offenbarung kommt zustande, indem das Bild Jesu uns innerlich überwältigt und für Gott aufschließt. Dagegen treten dann die Aussagen der altkirchlichen Christologie ganz zurück. Noch abgesehen von allen philosophischen oder historisch-kritischen Bedenken, die sich gegen jene „Heilstatsachen" wenden; einfach schon deshalb, weil das, wovon sie künden, nicht unmittelbar erlebt werden und so innerlich umwandelnde Kraft entfalten kann.

Wie ganz anders steht da Gogarten! Hirsch macht ihm in seiner Erwiderung auf den Aufsatz „Ethik des Gewissens oder Ethik der Gnade" gelegentlich den Einwand:

Gogarten spricht von Jesus als dem Jenseits der Geschichte, wie wenn er als solches entweder schon offenbar wäre oder aber durch einen Akt sinnlosen sich selbst nicht verstehenden Autoritätsglaubens ergriffen würde. Beides kann seine Meinung nicht sein. Auch das Zweite nicht. Es muß doch einen Grund haben, daß nicht ein beliebiges X, sondern gerade Jesus als Gottes Wort an mich verstanden wird. Und dieser Grund kann doch nur in der besonderen Art Jesu liegen, die mich innerlich überwindet. Wäre dem nicht so, so würde mich ja nicht Jesus selbst bezwingen, sondern nur Jesus als Symbol für die abstrakte Absurdität (Z. d. Z. 3, S. 56).

Darauf antwortete Gogarten, das wäre allerdings gerade das Zeichen für die Ernsthaftigkeit einer theologischen Diskussion, daß man seinem Gegner die Aussage zumuten könnte:

daß schlechterdings keine besondere Art oder Eigenschaft Jesu ein Beweis dafür sein kann, daß er die Offenbarung Gottes ist. Ist er die Offenbarung Gottes, so ist er sie schlechthin deshalb, weil er sie ist. Jede andere Begründung, die hier gefunden würde, täte nichts Anderes als gerade die Offenbarung aufheben (a. a. O. S. 61 f.).

Darauf sind auch sonst alle Aussagen über die Offenbarung gestimmt. Was damit geschieht, wenn Gott sich in Jesus offenbart, wenn er in dieser historischen Persönlichkeit Mensch wird, das bleibt unseren Augen, unserem Erfahren, unserem Erleben durchaus verborgen. Nur ganz fragend vermag Gogarten auf die Stelle in der Geschichte hinzuweisen, die man Jesus von Nazareth nennt, wenn man von ihm wissen will, wo denn Gottes Geschehen sichtbar offenbar werde:

Ich sage: fragend; ich könnte auch sagen: nur glaubend. Denn man kann Unmögliches — und noch einmal sei es gesagt: es handelt sich hier um Unmögliches — man kann Unmögliches nur glauben, nur in der fragendsten, unsichersten, gebrochensten, zweifelndsten Form des Wissens wissen, und das heißt ja: nicht-wissen. Wird aber mit diesem Glauben, diesem Nicht-wissen die Offenbarung geglaubt, so steht es ja wohl in der Bewegung ihres Geschehens, und es gilt von seinem Nein, was von allem menschlichen Nein gilt, daß es in dieser Bewegung zum Ja wird (Gl. u. O. S. 19).

Darum ist es eben auch gar nicht, wie die moderne Art so gern meint, ein Mangel am Apostolikum, daß hier allerlei von Jesus ausgesagt wird, was vom Menschen aus nicht zu verstehen ist:

Jene starre Objektivität und Unbewegtheit der Worte des Apostolikums, das überraschend Tatsachenhafte, wodurch sie sich schon ganz äußerlich jeder subjektiven Aneignung durch Gefühl oder Erlebnis und auch jeder Auflösung in die Dynamik des lebendigen, weil verstehenden Begriffes widersetzen und in ihrem strengen Gegenüber verharren, ist nicht nur eine zeitgeschichtliche Eigentümlichkeit. ... Sondern es ist das die durchaus adäquate Form für diese Verkündigung, die sich, will sie die bleiben, die sie ist: Offenbarung Gottes, jedem Versuch widersetzen muß, sie ins Menschliche zu übersetzen, sie zu verstehen, und das kann ja nur heißen, wie man es auch anstellen mag, sie aus der Übersetzung in menschliche Möglichkeiten heraus zu verstehen (a. a. O. S. 53 f.).

Das ist ganz sicherlich der volle Gegensatz gegen das, was moderne Theologie in allen ihren Schattierungen als ihre Überzeugung vertritt. Aber es folgt ganz notwendig aus den grundlegenden Voraussetzungen Gogartens.

Ich habe vorhin schon darauf hingewiesen; seine Position baut sich auf der Überzeugung auf, daß die Kluft zwischen Gott und Mensch absolut ist und daß Alles daran teil hat, was irgendwie auf die Seite des Menschen gehört, auch die Seele und was in der Seele vorgeht. Gerade sie ist ihm mit Ludwig Rubiner „die letzte Barrikade gegen das Leben im Geiste, gegen die unbedingte Freiheit zu Gott, gegen unsern Weg zum Absoluten" (r. E. S. 50).

Gerade hier setzt nun nach Gogarten die Verkündigung des Evangeliums ein, indem sie das, was allein die Kluft überbrücken kann, einfach in seiner nackten Tatsächlichkeit vor uns hinstellt. Wir können das, was das Evangelium uns als Offenbarung verkündigt, nicht verstehen. Wir können es nicht irgendwie unseren sonstigen Gedanken, auch nicht unserem Bild von der menschlichen Geschichte einordnen. Die Offenbarung muß als das absolute Wunder genommen werden in jenem tiefsten Sinne, daß hier alles menschlich Mögliche dahinten bleibt und das menschlich Unmögliche von Gott aus Wirklichkeit wird. Die geschichtliche Offenbarung Gottes, wie sie die Bibel verkündigt, kann für eine streng geschichtliche Betrachtung nur ein Absurdum sein, ein Vacuum, in dem ihr wie allem menschlichen Denken der Atem ausgeht und über das sie darum weder so noch so Etwas aussagen kann, das sie nur als ein Grundanderes, Grundneues in der Geschichte anerkennen kann (r. E. S. 62); das sie aber deshalb anerkennen muß, weil nur von dieser an und für sich unbegreiflichen Tatsache aus, daß Gott Mensch wird, unser Leben einen Sinn bekommen kann.

So ist also dies schließlich der Glaube: Gehorsam gegen die Offenbarung:

Und zwar Gehorsam in seiner qualifiziertesten Form. Also Gehorsam, der nichts ist als das, der also nicht der Ausdruck eigener Überzeugung ist und für den darum die eigene Überzeugung, mag sie nun mit ihm übereinstimmen oder nicht, jedenfalls ohne jede Bedeutung ist (Z. d. Z. 1, S. 39 = Z. 11).

Die Entscheidung, um die es in diesem Gehorsam gegen die Offenbarung geht, ist aber diese:

Ob man diese eine endliche Erscheinung von dem unendlichen Zusammenhang des allgemeinen Geschehens aus sehen und begreifen will oder ob man diese eine endliche Erscheinung Anfang,

Mitte und Ende des eignen Seins und Tuns und Denkens und Anfang, Mitte und Ende von Erde und Himmel sein lassen will (a. a. O. S. 44 = Z. 17).

4

Um das Problem, das hier verhandelt werden soll, recht scharf heraustreten zu lassen, mußte der Versuch gemacht werden, so knapp als möglich die Linien nachzuziehen, in denen Problemstellung und -lösung sich bei Gogarten bewegen. Das schließt die Gefahr in sich, daß das, was bei Gogarten schon reichlich abstrakt ist, hier noch abstrakter wird und darüber das Leben, das für Gogarten hinter den Abstraktionen steht und in seinen Ausführungen auch immer wieder einmal durchbricht, nicht so, wie es sein müßte, zur Aussprache und Wirkung kommt. Wer Gogarten selbst hört oder wer beim aufgeschlossenen Lesen seiner Aufsätze den Herzschlag seiner Frömmigkeit zu verspüren vermag, der wird aber sicherlich vor allem Anderen oder zuweilen auch trotz allem Anderen immer wieder einen starken Eindruck davon gewinnen, mit welchem Ernste und welcher starken inneren Beteiligung Gogarten selbst — wenngleich oft sehr schwerflüssig und schwerverständlich oder zuweilen auch in stark zugespitzter Dialektik — darum ringt, die großen Grundgedanken Luthers von Rechtfertigung und Gnade im theologischen Denken zur Geltung zu bringen.

So unbedingt das nun aber meinem Urteil nach anerkannt werden muß, so notwendig regen sich doch gegenüber der Gesamtanschauung allerlei ernste Bedenken. Ich lasse hier Gogartens Stellung zur Kultur ganz beiseite. Sie müßte, wenn etwas Gründliches dabei herausspringen soll, für sich behandelt werden. Auch da habe ich starke Bedenken, aber mir scheint allerdings, daß sehr Vieles, was so auf den ersten Eindruck hin hier eingewendet zu werden pflegt, Gogarten doch gar nicht wirklich trifft. Man müßte vor allen Dingen einmal sehr ernstlich berücksichtigen, daß Gogarten auch dort, wo er einen so scharfen, meinem Verständnis nach zu scharfen Schnitt zwischen Gott und der Kultur macht, doch gar nicht alle und jede Bedeutung der Kultur verneint. Vielleicht könnte hier, wenn ich wenigstens Gogarten recht verstehe, Barths Tambacher Vortrag „Der Christ in der Gesellschaft" Manchem helfen, die rechte Einstellung auch zu Gogartens Gedanken zu gewinnen. Im Hintergrund stehen seine Überzeugungen von dem Verhältnis zwischen der Ethik des Gesetzes und der Ethik der Gnade, in denen er eben auch, so scharf er die Ethik der Gnade von der Ethik des Gesetzes scheidet, doch — wie er meint, in Übereinstimmung mit Luther — auch der Ethik des Gesetzes ihre Bedeutung für das tatsächliche Leben zu geben unternimmt. Oder es wäre auch an Grisebach zu erinnern, der die Aufgabe der philosophischen Ethik darin sieht, die Gesetzlichkeit und Ordnung der uns zugänglichen relativen Interimswelt auszuführen, an der wir in Kunst, Wissenschaft, Recht und Gemeinschaft arbeiten. Hier kann diesen Gedanken nicht weiter nachgegangen werden *). Hier soll uns im Folgenden nur die Frage beschäftigen: Wie verhält sich das religiöse Erleben zu dem Glauben an die Offenbarung?

Man könnte von vornherein gegen Gogarten einwenden, ob denn überhaupt Irgendetwas unser inneres Leben bewegen könne, ohne daß es uns irgendwie zu einem Erlebnis geworden sei — und darauf, daß unser inneres Leben bewegt werde, komme es doch schließlich in aller Frömmigkeit hinaus, auch wenn sie letzten Endes durchaus im Jenseits der Seele verankert ist. Das sind Erwägungen, die sich wohl Jedem aufdrängen, und sie sind so einfach und selbstverständlich, daß man sie auch Gogarten zumuten müßte — wenn, ja wenn er dann jene Voraussetzung zugäbe, daß das, was in der Seele vor sich geht, das Wesentliche in aller Religion ist. Aber grade hier muß man sich daran erinnern, wie scharf sich Gogarten immer dagegen wendet. Was er damit meint, kann vielleicht deutlicher werden, wenn man heranzieht, was Thurneysen in seinem „Dostojewski" ausführt. Seine Analyse von „Raskolnikoff" schließt Thurneysen dort damit ab:

Was Raskolnikoff gewinnt, ist eine neue Anschauung vom Leben, die in der Erkenntnis besteht, daß das wahre, das eigentliche Leben des Menschen jenseits des Menschen liegt, wie er jetzt ist und hier ist, jenseits der obersten Grenze dessen, was wir gewöhnlich Leben heißen. Also nicht um nun doch wieder einen Weg zu zeigen, sich dieses wahren Lebens zu bemächtigen und es triumphierend auszuspielen. ... Sondern wirklich nur um das Denken vom Leben in die rechten Wege zu leiten, ein falsches vom wahren Denken zu scheiden. Wem das zu wenig scheint, der mag es mit den Romantikern und Pseudorevolutionären aller Schattierungen aufs neue versuchen, ob es nicht doch gelinge, Raskolnikoff noch überbietend, durch radikalste Wendungen und Durchbrüche den Zugang zu einem übermenschlichen Leben jenseits aller Schranken, die uns jetzt und hier binden, zu erzwingen. Er wird nur auf seine Weise die Tragödie Raskolnikoffs aufs neue erleben. Dostojewski ist seine neue Anschauung vom Leben nicht zu wenig gewesen. Ihm ist es nicht zu wenig gewesen, daß am Schluß seines Buches weder ein Revolutionär noch ein Pazifist, noch eine besonders reine, edle Seele, ein Märtyrer oder Heiliger, noch ein Lebenskünstler und Lebensreformer, nicht einmal ein völlig Bekehrter zu sehen ist, sondern — „nur" ein Mann, der „eine neue Anschauung vom Leben" hat, und der nun ganz einfach — im übrigen weiterbelastet mit allen Fragwürdigkeiten seines Charakters — unter dem Gericht und unter der Verheißung dieser neuen Anschauung sich dem Leben, wie es jetzt und hier ist, wieder zuwendet. Auf Erden mag das wenig sein — im Himmel aber ist mehr Freude an einem Sünder, der Buße tut, als an neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen (Dostojewski S. 16 f.).

Im Ganzen scheint dies Thurneysen ja das Große an den Werken Dostojewskis, daß im Unterschied zu den berühmten Entwicklungsromanen der deutschen Literatur in ihnen zum Schluß eigentlich nichts zu einem Abschluß gekommen ist; die Menschen sind nicht anders geworden, die Fragwürdigkeit alles Menschlichen ist nur noch größer geworden und die Problematik alles Daseins schreit erst recht nach ihrer letzten Lösung in Gott. Von Gott her aber leuchtet über den dunkelen Abgründen der Menschheit das jenseitige Licht einer großen Vergebung und einer unerhörten Hoffnung, daß die Erlösung aus Gottes Händen kommt. Aber das sind nur allerletzte Worte und Einsichten, die ganz über dieses Leben hinausweisen. Für die Menschen, die noch in diesem Leben stehen, kann es kein vollziehbarer Gedanke und kein Erlebnis werden (S. 38 ff.). — Ich weiß nicht, ob Gogarten dem in allem Einzelnen zustimmt. Mir scheint aber doch, nur so oder so ähnlich läßt sich auf jeden Fall ausdenken, was Gogarten meint, wenn auch ihm immer wieder nicht das, was ein Mensch erlebt, das Wesentliche ist, sondern das, was jenseits aller Erlebnisse und aller Erlebnismöglichkeiten liegt. Man vergleiche dafür nur r. E. S. 59, 64 f., 71.

5

Kommt darin die christliche Frömmigkeit voll zu ihrem Recht?

Ganz sicherlich ist es etwas Tiefberechtigtes, wenn Gogarten ebenso wie Thurneysen und Barth das so stark betont, daß es in dem, was die Religion meint, sich wirklich um ein Tun Gottes handelt und nicht bloß um ein innerseelisches Geschehen. Das sollte einfach selbstverständlich sein, wo man überhaupt von der Religion handelt. Hier erscheint ein Neues, das nicht einfach aus der Kausalverknüpfung des psychischen oder auch des geschichtlichen Lebens abgeleitet werden kann. Darüber sind sich doch im Grunde auch Alle einig, die wirklich etwas von Gott wissen. Darüber hinaus ist auch das an ihren Ausführungen sehr wertvoll, wie diese Theologen den Glauben an die Sündenvergebung und die Jenseitshoffnung so kraftvoll vertreten. Es bedeutet eine unheilvolle Verkürzung des Christentums, wo das heute, wie es doch nicht selten geschieht, zurücktritt.

*) Vgl. dazu meinen Aufsatz über „Religion und Kultur in der jüngsten Theologie" Freie Volkskirche 1924 Nr. 18 und 19.

Aber ist es nicht ebenso sehr nun eine Verkürzung des Christentums nach der anderen Seite, wenn gegenüber Sündenvergebung und Jenseitshoffnung die erlösenden Gegenwartskräfte der Frömmigkeit so wenig, wie es in jenen Ausführungen Thurneysens geschieht, zu ihrem Recht kommen? Dostojewski in allen Ehren. Er ist zweifellos ein tiefer Künder des Religiösen, darin vielleicht wirklich im Ganzen tiefer als etwa Tolstoi. Aber ist es wirklich, im Lichte des Evangeliums gesehen, so gar nichts, wenn am Schluß von Tolstois „Auferstehung" nicht Alles im Grunde so geblieben ist, wie es am Anfang war, wenn Fürst Nechljudow hier vielmehr unter dem Einfluß der Bergpredigt eine so tiefgreifende Wandlung durchgemacht hat? Und muß das nicht überall so sein, wo Gott eine Menschenseele packt? Muß darum dieses innere Erleben, daß das Jenseits zu einem Diesseits wird, nicht sehr hoch gestellt werden in aller Frömmigkeit? Auch wenn man sich durchaus mit Troeltsch dessen bewußt ist, daß nur das Jenseits die Kraft des Diesseits ist?

Doch nun auch die mehr theologischen Fragen. Es gibt in der Theologie eine Auffassung vom Werke Christi, die alles Wesentliche sich durchaus jenseits des Menschen abspielen läßt. Das ist dort, wo man die Bedeutung dieses Werkes darin sieht, daß Gott durch den Opfertod Christi versöhnt wird und versöhnt werden muß. Hier haben wir in der Tat dann in dem Ganzen eine Art schlechthin überweltliches Drama, für das der Mensch und sein Verhalten im Wesentlichen gar nicht in Betracht kommt; der Mensch hat nur einfach das, was objektiv für ihn geschehen ist, hinzunehmen und im Gehorsam des Glaubens sich anzueignen. Daß Gott irgendwie erst durch den Tod Christi umgestimmt werden müßte, diese grundlegende Voraussetzung jener orthodoxen Theorie teilt Gogarten kaum. Aber zuweilen weisen seine Ausführungen sonst doch in eine ganz ähnliche Richtung. So vor allem dort, wo von der Offenbarung gesagt wird:

Sie behauptet, selbst der heilige Boden zu sein, auf dem der Ewige steht, und auf den die Welt gestellt ist, seit diese Offenbarung geschah. Sie behauptet, mit ihr sei alles geschehen, was geschehen müsse, um die Welt in Gott wieder herzustellen. Es brauche darum Keiner mehr auf diesen heiligen Boden geführt zu werden. Denn er stehe schon darauf. Er brauche nur diese Offenbarung zu glauben.

Dieses Werk (die Gerechtmachung) ist vollbracht und bleibt vollbracht, ob der Mensch glaubt oder nicht. Und des Menschen Glaube tut nichts Anderes als sehen, daß das Werk vollbracht ist und ihm gehört.

Man kann gar nicht scharf genug sehen, wie sehr es sich bei diesem Werk, bei dieser Offenbarung um eine „bloß objektive historische Tatsache" handelt. Man kann diese Tatsache in ihrer strengen Objektivität gar nicht unberührt genug lassen, vorausgesetzt, daß man sie als Gottes Offenbarung nimmt (r. E. S. 68 f.).

Ganz offenkundig handelt es sich hier doch wesentlich auch vor allen Dingen um einen objektiven kosmischen Vorgang, durch den die Kluft zwischen Gott und Mensch von Gott überbrückt wird. Aber geschieht das nun nur in diesem einmaligen historischen Faktum, daß Gott in dem historischen Jesus von Nazareth Mensch wird? Oder geschieht es nicht überall und immer, wenn Gott sich zu dem Menschen herniederneigt? Und ist nicht eben dies das Wunder aller Wunder? so daß es denn also doch wesentlich darauf ankäme, daß ein Mensch durch Jesus Christus, d. h. durch das, was er an Jesus erlebt, das Zutrauen dazu gewinnt? So ließe sich etwa Gl. u. O. S. 19 deuten:

Fragt man mich, wo dieses Geschehen sich ereignet (nämlich daß Gott Mensch wird), so kann ich nur antworten: Überall ... Fragt man mich, wo dieses Geschehen sichtbar offenbar wird, so kann ich selbst nur fragend auf die Stelle in der Geschichte hinweisen, die man Jesus von Nazareth nennt.

Man vergleiche dazu etwa auch r. E. S. 29 ff. Aber verträgt sich das mit dem, was Gogarten sonst über die schlechthin einzigartige Objektivität der geschichtlichen Offenbarung ausführt? Und stehen wir damit nicht mitten drin in der Sphäre des Erlebens? so daß der Glaube an die Offenbarung, wie mir allerdings scheint, ganz notwendig an das Erleben gebunden wäre? Und daß die Theologie dann im Ganzen eben doch gar nichts Anderes tun könnte, als von dem Erleben ausgehen, und von hier aus erst ihre Aussagen über Gott und göttliches Geschehen gewinnen könnte?

Tatsächlich setzt sich ja nun dieser innerlich notwendige Zusammenhang zwischen dem Glauben an die Offenbarung und dem Erleben des Menschen trotz aller Polemik auch bei Gogarten selbst durch. Gerade dort, wo er den Glauben an die Offenbarung so schroff abgrenzt gegen alles eigene Erleben und alle eigene Entscheidung, daß es für den Gehorsam gegen das Wort Gottes gar nicht auf irgendwelche sei es rationale oder irrationale, historische oder intuitive, genuin religiöse oder religiös-sittliche Überzeugtheit von der Wahrheit der Offenbarung ankommen soll (Z. d. Z. 1, S. 34 = J. 5). Gerade hier, wo man in der Tat fragen muß, wie sich damit der evangelische Glaubensbegriff verträgt — oder ob sie ganz ernst genommen werden können, gerade hier bleibt dann doch immer noch jener letzte Rest von eigenem Erleben, daß der Mensch, wenn auch alles Einzelne daran über sein eigenes Verstehen hinausgeht, sich für die geschichtliche Offenbarung als Ganzes deshalb entscheidet, weil er — ja wir müssen nun doch einfach sagen — erlebt, wie erst von dieser Verkündigung aus sein sonst der Sinnlosigkeit verhaftetes Leben seinen Sinn bekommt (S. 35 f.). Damit ist nun doch aber auch die absolute Kluft zwischen Gott und Mensch, wie sie Gogarten sonst versteht und seiner ganzen Theologie zu Grunde legt, preisgegeben: irgendwie muß dann doch Etwas in dem Menschen sein, was der Offenbarung Gottes entgegenkommt und sie sich verwandt fühlt. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken; läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt uns Göttliches entzücken!"

Ich sehe auch nicht, wie man anders urteilen kann, wenn man aus der Wirklichkeit des Lebens heraus urteilt. Das soll keineswegs in eine Religion der Gesetzlichkeit und des frommen Werkes einmünden und braucht es auch nicht. Dabei bleibt es und muß es bleiben: Wir von uns aus können wirklich nichts tun, um zu Gott zu kommen. Aber Gott kommt in unserem Leben zu uns. Jedes Handeln aus innerer Freiheit, jede schöpferische Erkenntnis und schöpferische Tat ist nichts Anderes als ein Geschenk Gottes, als Gnade, als ein Durchbruch der ewigen Gotteswelt im Menschen. Der Mensch, mit dem Gogarten immer rechnet, wenn er so Gott und Mensch auseinanderreißt, ist eben nichts als eine Abstraktion; der Mensch hingegen, der in der Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens steht und von dem allein die Aussagen des religiösen Denkens gelten, ist immer schon der Mensch, der unter Gottes Einwirkungen steht, in dem Gott am Werk ist. Ganz sicherlich lebt in ihm auch alles jenes Widergöttliche, das immer aufs Neue die Kluft zwischen Gott und Mensch aufreißt, und es ist ein großes Verdienst Gogartens, daß er darauf immer wieder den Finger legt und allem oberflächlichen Optimismus in der Beurteilung des Menschen so gründlich zu Leibe geht. Aber es ist seine Einseitigkeit, daß er nur von hier aus über den Menschen urteilt. Der Mensch ist in der Wirklichkeit seines Lebens eben doch immer der Bürger zweier Welten.

Aber geht damit nun nicht das verloren, was Gogarten gerade sucht, die absolute Objektivität einer geschichtlichen Offenbarung? Geht es stattdessen nicht wieder in den Individualismus und Subjektivismus zurück?

Mir scheint allerdings: ein Objektives, wie Gogarten es verlangt, gibt es für den Menschen nicht und kann es nicht geben. Wir haben auch hier den Schatz nur in irdenen Gefäßen. Auch Gottes Wort kann für uns Gottes Wort eben nur dadurch werden, daß es zu uns spricht und von uns aus unserem inneren Erleben heraus als Gottes Wort verstanden wird. Dafür kann man sich doch gerade auch auf Luther berufen. Ohne Subjektivismus geht es nicht. Der hat selbstverständlich immer auch seine großen

Gefahren. Insbesondere hat Gogarten darin durchaus Recht, daß die persönliche Echtheit einer Überzeugung niemals eine Bürgschaft für ihre Wahrheit sein kann. Es ist Unsinn, persönliche Wahrhaftigkeit und Wahrheit als Eines zu setzen. Aber es gibt für uns keinen andern Weg, zur Wahrheit zu kommen, als durch unbedingte innere Wahrhaftigkeit hindurch. Und wenn wir dann schließlich auf unserem Wege auch nicht das Absolute absolut erfassen — dies ist ausgeschlossen — das Andere wird damit doch unser Teil: daß wir am Absoluten Teil gewinnen und aus dem Absoluten heraus leben können und, je mehr wir daraus leben, desto tiefer darein hineinwachsen.

Jena Richard Kade

Karl Holl

Am ersten Pfingsttage, dem 23. Mai, ist Karl Holl, Professor der Kirchengeschichte in Berlin, nach mehrmonatlichem schweren Leiden einem Schlaganfall erlegen. Daß die deutsche Wissenschaft in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker, einen ihrer besten Geschichtsforscher überhaupt, verloren hat, darüber gibt es bei den Sachverständigen in allen Lagern nur eine Meinung. Aber zu solcher Anerkennung hat er sich langsam durchgerungen; in weiteren Kreisen vollends hat ihn erst seit ein paar Jahren sein „Lutherbuch" bekannt gemacht. Und auch da fügt sich zur Bewunderung für dies Werk kaum eine Vorstellung von dem Manne, der es geschrieben. Beides wird ein kurzer Überblick über seinen Lebensgang und sein Lebenswerk einigermaßen erklären.

1

Karl Holl ist am 15. Mai 1866 in Tübingen geboren. Seinen Vater, der dort Oberrealschullehrer war, hat er schon 1879 verloren; er hat sein Leben lang an ihm mit dankbarer Verehrung gehangen. Seine Entwicklung wurde durch diesen Tod nicht unterbrochen. Er bereitete sich in der Vaterstadt bis 1883 auf das Studium vor, studierte ebendort Theologie bis 1888 und absolvierte die theologischen Prüfungen. Immer mit Auszeichnung, doch ohne aufzufallen; die Gaben zu glänzen waren ihm nicht verliehen. Im Herbst 1889 durfte er eine „Studienreise" nach Berlin und Gießen antreten; sie hat ein Jahr gedauert und seinen Horizont erweitert. Damals lernte ich ihn kennen. Ich spürte in ihm den werdenden Gelehrten; daß er fast alle meine Interessen teilte, näherte uns, und so machte er mich denn auch zum Vertrauten der schweren Kämpfe zwischen Wissen und Glauben, die ihn damals erschütterten. Ich habe ihm nicht eigentlich helfen können — das muß Jeder selber — aber den Mut zur Theologie wieder gestärkt, und seitdem sind wir in regem Austausch geblieben; der Mann, der den Meisten gegenüber verschlossen, wenn nicht schwerfällig erschien, konnte bei mir sein Bedürfnis nach Mitteilung auch des Allereigensten befriedigen. Und so erwuchs zwischen uns eine innige Freundschaft, die auch durch keine Meinungsverschiedenheit später hat erschüttert werden können.

Nach Tübingen zurückgekehrt, wurde er 1891 Repetent am Theologischen Stift; 1894 erhielt er Urlaub, um im Auftrage der Berliner Kirchenväterkommission eine Forschungsreise nach Rom zu machen. Ihren Ertrag hat er niedergelegt in seinem ersten größeren Werk von 1896: „Die Sacra Parallela des Johannes Damascenus", worin er die Schätze einer riesigen mittelalterlichen Sammlung von Zitaten griechischer Kirchenschriftsteller zugänglich machte. Ein zweites Buch von 1899: „Fragmente vornicänischer Kirchenväter", zeigt an einem besonders wichtigen Bestandteil, wie diese Schätze zu nützen sind.

Inzwischen indeß hatte Holl Tübingen verlassen und sich (1896) für Kirchengeschichte in Berlin habilitiert. Aus dieser Periode stammt ein weiteres Werk: „Enthusiasmus und Bußgewalt beim griechischen Mönchtum" 1898. Es ist ein hochinteressanter, vielfach überraschender Versuch, die religiöse Eigenart des orientalischen Christentums, insbesondere auch des dortigen Mönchtums zu erfassen und zu veranschaulichen. Daß dies Buch wenig Beachtung fand, hat den Verfasser tief geschmerzt; seit dem Stockholmer Kongreß würde er ja auf mehr Verständnis haben rechnen können.

1900 wurde er als außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte nach Tübingen berufen. Die ersten Jahre dort widmete er der sorgfältigen Ausarbeitung seiner Vorlesungen über die verschiedensten Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte. Im Jahre 1903 konnte er eine fränkische Pfarrerstochter als Gattin heimführen; dieser Ehe sind drei Kinder entsprossen. Das stille Glück des Hauses offenbarte sich den Freunden in dem Verstummen seiner Klage über Vereinsamung; seine Arbeitskraft schien dadurch verdoppelt. 1904 veröffentlichte er eine Monographie zur Geschichte der orientalischen Kirche: „Amphilochius von Iconium in seinem Verhältnis zu den großen Kappadoziern". Aber bereits 1903 hat er eine Abhandlung: „Luthers Urteile über sich selbst" geschrieben, aus der man ersah, wie wenig Holl gewillt war, sich auf einen Teil der Kirchengeschichte zu beschränken. Geradezu erstaunlich war die Vertrautheit mit dem doch so weit verzettelten Stoff, die hier zu Tage tritt. Seitdem vergeht kein Jahr mehr, ohne daß Holl uns mit neuen Früchten beschenkt, sei es in der Form von Büchern, von Abhandlungen in Zeitschriften oder von Reden. Seine Übersiedlung nach Berlin, wohin er 1906 auf ein zweites, neugegründetes Ordinariat für Kirchengeschichte berufen wurde, schafft hier keinen Einschnitt. Eher könnte man das von 1915 sagen, wo Holl als ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse in die Preußische Akademie der Wissenschaften gewählt worden ist*). Denn von nun an trägt er seine wichtigen Entdeckungen in der Akademie vor, und so enthalten deren Sitzungsberichte von 1915—1925 die kostbarsten Perlen aus dem Schatz eines glücklichen Finders. Erst jetzt verschwand in ihm endgültig die Lust, Berlin mit einer anderen Hochschule zu vertauschen. In Berlin neben Harnack, der ihn zwar freundschaftlich förderte, aber doch wider Willen auch beschattete, war er sich manchmal vorgekommen wie nicht am rechten Platze. Die große Auszeichnung, die in seiner Wahl zum Akademiemitglied lag, half ihm über solche Anwandlungen der Schwermut hinweg, und unter den Nöten des Weltkriegs schienen ihm, dem überall auch praktisch Mithelfenden, die Schwingen zu wachsen. Der Zusammenbruch 1918 hat ihn aufs Tiefste angegriffen; mit den neuen Zuständen im Vaterland hat der Mann, der auf die schwäbische Eigenpolitik so gründlich verzichten gelernt hatte, sich nicht mehr auszusöhnen vermocht; jedoch war er zu klug, um etwa eine Rückkehr zu den alten Zuständen vor 1914 für möglich zu halten; er erhoffte mit uns allen eine Wiederherstellung Deutschlands von einer Erneuerung des Geistes, besonders von einer Gewinnung der Jugend für ein tieferes Ideal. Bezeichnend für das Ansehen und Vertrauen, die ihm in Berlin zugewachsen waren, ist seine Wahl zum Rektor der Universität für das Jahr 1924/25. Freudig hat er die ungeheuren Lasten, die mit diesem Amt verbunden sind, auf sich genommen und mit seltener, vielleicht zu weit getriebener Gewissenhaftigkeit alle Pflichten eines Rektors erfüllt, ohne von den Pflichten eines Professors das Geringste zum Schaden der Studierenden hinwegzulassen. Nur die wissenschaftliche Produktion mußte in diesem Jahre ruhen.

Aber er hatte sich doch zu viel zugemutet. Im Sommer 1925 stellten sich schmerzhafte Beschwerden ein, die auch

*) Er hatte sich das reichlich verdient durch seine Mitarbeit in der Kirchenväterkommission dieser Akademie, der er seit 1906 angehörte, und die ihm eine ihrer schwersten Aufgaben zugewiesen hatte.

eine Kur wenig linderte. Er hätte gut getan, den folgenden Winter zur Erholung zu benützen, statt dessen nahm er zu den gewöhnlichen Arbeiten in Vorlesung und Seminar die alte wissenschaftliche Tätigkeit in vollem Umfang wieder auf und ließ sich durch die Zunahme der Schmerzen und der Schwäche bis zum Ende des Semesters darin nicht beirren. Hat er doch auch im Herbst 1925 — weil des Russischen kundig, vor Anderen dazu geeignet — noch die Vertretung der Preußischen Akademie bei dem Jubiläum der Petersburger Akademie der Wissenschaften auf sich genommen, von wo er — das erste und einzige Mal so hochfahrend — im Flugzeug zur Heimat zurückbefördert wurde. Als seit Ostern die Blutstauungen durch eine harte Kur, die er im Hause, aber unter Verzicht auf jede Art von Tätigkeit ausführte, beseitigt werden sollten, schwanden seine Kräfte und sogar sein Lebensmut. Die Freuden, die ihm sein 60. Geburtstag brachte — namentlich Widmungen wertvoller wissenschaftlicher Arbeiten seiner Schüler — bewirkten einen kurzen Aufschwung; acht Tage später hat ihn Gott zu sich genommen und vor dem sonst drohenden langen Siechtum bewahrt.

2

Die Schriften Holls lassen sich in drei Gruppen zerlegen: solche des Philologen, des Geschichtsforschers und und des Theologen Holl, wobei ich eine freundliche Fassung dieser Rubriken erbitte; auch an feste Grenzen zwischen ihnen ist nicht zu denken.

In der ersten Gruppe steht voran die Ausgabe der Werke des heiligen Epiphanius († 403), die in der Sammlung „Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte" (veranstaltet von der Preußischen Akademie der Wissenschaften) erschienen ist, bzw. erscheinen sollte. Band 1 (1915), Band 2 (1922) liegen fertig vor, der letzte dritte sollte bis Ende dieses Jahres vollendet werden; seine letzten Kräfte im Winter hat Holl noch an ihn gewendet. Die Arbeiten von 1896 und 1900 hatten ihn als den geeigneten Mann zur Lösung dieser Aufgabe erscheinen lassen. Reisen zur Vorbereitung hatte er bereits 1900 und 1904 nach Rom und Paris unternommen. Der trostlose Zustand der handschriftlichen Überlieferung forderte jahrelange Mühen. In dem nun hergestellten Text liegt ein Meisterstück philologischer Kunst vor, während den Apparat nur ein ganz erfahrener Theologe so zustande bringen konnte. — Typisch bleibt für die Forschungen Holls zur Kirchengeschichte der „Amphilochius" von 1904, am imposantesten ist eine der jüngsten Abhandlungen von 1924: „Die Entstehung der vier Fastenzeiten in der griechischen Kirche", in der Holl einen gefürchteten Knoten fast spielend leicht bis auf einen kleinen Rest auflöst. Auch die meisten anderen dieser Studien sind dem vierten Jahrhundert gewidmet; aber auch das Apostolische Zeitalter verliert Holl nie aus den Augen, ebenso wenig bleibt ihm die Gegenwart fremd. Liebevoll handelt er 1913 über „Thomas Chalmers († 1847) und die Anfänge der kirchlich-sozialen Bewegung". 1908 beschreibt er, einem damals dringenden Bedürfnis entsprechend, den „katholischen Modernismus", schon 1905 war er den „geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola" gerecht geworden. Andererseits bringen die Sitzungsberichte der Akademie von 1921 einen Aufsatz über den „Kirchenbegriff des Paulus in seinem Verhältnis zu dem der Urgemeinde", der ein neues Licht auf ein bisher übersehenes Moment in der Geschichte der Urkirche wirft, und 1925 begründet er in den Vorträgen über „Urchristentum und Religionsgeschichte" seine Auffassung von dem Recht, bzw. Unrecht der, namentlich durch Bousset, vertretenen Konstruktion von dem überwiegenden Einfluß fremder, sei es vorderasiatischer, sei es hellenistischer Religionen auf das werdende Christentum. Seine Rektoratsrede von 1924 stellt ergänzend hierzu als den neuen Kern in der christlichen Religion, als das, was sie gleich sehr vom Alten Testament wie von den außerjüdischen Religionen unterscheide, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes gerade zu dem Sünder hin.

Doch hiermit sind wir eigentlich bereits in die dritte Gruppe eingetreten, wo sich der Theologe Holl offenbart, ohne übrigens je den Historiker zu verleugnen. Am wenigsten nach Geschichte klingt ein Titel: „Was hat die Rechtfertigungslehre dem modernen Menschen zu sagen?" (1907); die Vermittlung bildet schon „Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus" (² 1922). Aber wie der Theologe Holl sich zugleich in die Geschichte vertieft und ewige Wahrheiten, die er aus ihr gelernt, kündet, davon legt jedes Stück seines sogenannten Lutherbuches („Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte", erster Band, 1921, ² 1923) Zeugnis ab. Von dem ältesten, oben erwähnten Aufsatz über Luthers Selbstbeurteilung von 1903 bis zu dem von 1921 „Luthers Bedeutung für den Fortschritt der Auslegungskunst". Es sind acht, bzw. neun Aufsätze über ganz verschiedene Themen aus der Lutherforschung: z. B. „Der Neubau der Sittlichkeit", „Luther und die Schwärmer", „Die Kulturbedeutung der Reformation" — und doch kommt es einem nach dem Durchlesen vor, als habe man eine Art von Lutherbiographie genossen. Alles streng aus den Quellen gearbeitet, genau belegt und gegenüber den Anmaßlichkeiten eines Denifle trefflich verteidigt, und doch alles mit so starker innerer Anteilnahme geschrieben, als gäbe der Verfasser hier sein Letztes und Bestes über seine eigene Religion.

3

Umfang und Bedeutung der Arbeiten Holls auf jedem der drei vorhin getrennten Gebiete würden ausreichen, um ein stattliches Lebenswerk darzustellen; Holl hat so viel mehr als die Meisten neben ihm zustande gebracht nur durch einen unerhörten Fleiß, eine Anspannung der Arbeitskraft, die fast unbarmherzig anmutete. Wenn ich ihn vor solchem Raubbau freundschaftlich warnte, winkte er lächelnd ab: die Holls kämen alle nicht über die Sechziger hinaus, es gelte die Zeit auszukaufen.

Bei der Fülle von Schriften aus zwei Jahrzehnten will noch erwogen sein einerseits, daß Holl niemals ein Lehrbuch oder etwas dem Ähnliches verfaßt hat, andererseits wenig Rezensionen geschrieben und als Mitarbeiter an Sammelwerken (Enzyklopädien und dergleichen) oder Zeitschriften welcher Art auch immer sich kaum je beteiligt hat. Daraus versteht man ohne Weiteres, warum die Vielen von ihm selten hörten. Jene Zurückhaltung erklärt sich aber aus dem starken Willen dieses Mannes zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Wer ein Lehrbuch schreibt, muß teilweise von anderen Gebotenes übernehmen; der „Mitarbeiter" muß Rücksicht nehmen auf die Anderen, vielleicht Konzessionen machen, jedenfalls sich die Grenzen abstecken lassen. Holl kann sich zu dem allen nicht entschließen, so wenig wie zu einem Wiederaufwärmen von ein Mal Dargereichtem; er wacht eifersüchtig über der Freiheit wie der Reinheit in all seiner wissenschaftlichen Produktion. Es ist charakteristisch für ihn, daß er schon den ersten Auftrag, den er 1894 von der Kirchenväterkommission nach Rom mitnahm, dort erheblich umbog; ein Wagnis, das, allerdings wohl-begründet, nur diesem Anfänger nicht übel bekommen ist.

Es soll aber hier nicht ein bloßes Rühmen wie an einem Unfehlbaren getrieben werden. Der Forscher Holl legt auf die Männlichkeit des Sich-Entscheidens ein so hohes Gewicht, daß er manchmal in Gefahr gerät, etwas sicherer zu behaupten als er vielleicht durfte. Der weit verbreitete Trieb, alles wissen zu wollen, z. B. wie ein ungenannter Gemeindeapostel bei Paulus heißen mag, ist ihm natürlich fremd; aber sehr schwer entschließt er sich, große geschichtliche Fragen mit einem Non liquet zu be-

antworten; was meines Erachtens immer ein Rätsel bleiben wird, wodurch letztlich das Christentum zum Sieger über die konkurrierenden Religionen geworden ist, glaubt er aus dem Wesen des Christentums verstehen zu müssen und zu können.

Hier macht sich auch der schwäbische Hang zur Geschichtsphilosophie bemerkbar. Bei den Lutheraufsätzen Holls habe ich (dort übrigens durchaus nicht Fachmann), hin und wieder eine andere Sorge, kurz ausgedrückt die, daß Holl seinen Helden idealisiert. Nirgends etwa falsche Tatsachen, nirgends falsche Auslegung von Lutherworten; aber sind die Unstimmigkeiten und das Gegenteilige überall zum Recht gelangt? Auch auf mich machen diese Schriften Holls einen tieferen Eindruck als die anderen, für die Gegenwart sind sie von unvergleichlichem Wert, und die gelehrte Forschung wird eine Art von neuer Epoche bei diesem Lutherbiographen ansetzen. Doch ich könnte mir denken, daß nach 300 Jahren Holls Epiphaniusausgabe noch als die beste, die einzig gute dasteht, daß die Literaturgeschichte des ausgehenden Altertums immer wieder auf seine Entdeckungen verweist, daß aber seine Lutherinterpretation von einer anderen abgelöst ist, die ja der Holls nicht entgegengesetzt zu sein braucht.

4

Ein Wort hier über Holls theologische Stellung, die einigen sogar zweideutig vorgekommen ist. Von seinen Lehrern verdankt er gewiß Carl Weizsäcker am meisten. Aber ich hatte nicht den Eindruck, daß er 1890 sich von ihm ebenso abhängig fühlte wie ich damals, und würde gesagt haben, Holl sei im Grunde ein Schüler von F. Chr. Baur, den er doch nur aus seinen Schriften kennen konnte.

Das ist im Grunde wohl zutreffend geblieben. Holl ist alter Tübinger, nur mit viel neuen Einsichten und auf höherer Lage. Ritschls Theologie hat ihn jedenfalls nicht befriedigt; je weiter er in Luther eindrang, um so mehr glaubte er, bei ihm alles zu finden, was er als Grundlage für seine Dogmatik und Ethik bedürfte. Selbstverständlich nimmt er so wenig den ganzen Luther wie den ganzen Baur. Er trägt den Fortschritten der wissenschaftlichen Entwicklung von drei Jahrhunderten vollauf und ohne Verhüllen Rechnung; aber das rein religiöse Verlangen scheint ihm bei Luther in einem Maße befriedigt, das keinen Fortschritt gestattet, weil Luther nach Holls Überzeugung wiederum nicht über Paulus hinauszukommen brauchte. Einer kirchlichen Partei konnte dieser Einsame sich gar nicht anschließen; in keiner hätte er sich wohlgefühlt. Die „Liberalen" Berlins mußten vergeblich auf seine Bundesgenossenschaft rechnen, aber an der schlechthinigen Freiheit der Wissenschaft hielt er nicht bloß grundsätzlich — was billig ist — fest, sondern es war seine Überzeugung, daß die Theologie am Ende des 19. Jahrhunderts auf dem geschichtlichen Gebiet den rechten Weg gefunden hatte, den es nur weiterzugehen gelte. Am allerwenigsten haben die neuesten gnostisierenden Richtungen ihn darin irre gemacht.

Über dem Forscher Holl darf der Lehrer nimmermehr vergessen werden. Er war kein hinreißender Dozent, aber die schlichte, klare und bestimmte Art seines Vortrags hat sehr wohltätig gewirkt*). Es steht damit ganz wie mit dem Ton seiner Schriften. Holl schreibt nicht aufregend, verfügt über keine Reizmittel, er variiert nicht, Pathetik liegt ihm ebenso fern wie heiterer Plauderton. Er hat eigentlich nur eine Stimme in der Rede wie in der Schrift. Ernst, gewichtig ohne Schmuck, aber warm, lebendig und anschaulich und völlig dem Gegenstande angemessen. Denn er hat als Lehrer wie als Schriftsteller niemals Gegenstände behandelt, die eine andere Art der Darstellung erfordert hätten. Er war ein leidenschaftlicher Mann, der nur seine Leidenschaft im Zügel hielt. Er mußte lieben oder — ablehnen; was er nicht in irgendeinem Sinne lieb gewonnen hatte, was ihm unsympathisch war, das wählte er auch nicht zum Forschungsgegenstand, das behandelte er auch nicht im Seminar, und so konnte die nur verhaltene Liebe in dem, was er in Wort oder Schrift von sich gab, wirken, oft stärker wirken als kunstvolle Effekte. Er kannte übrigens diese Grenze seines Könnens. Den Ketzerbestreiter Epiphanius übernahm er, diesen trotteligen Alten, weil er an ihm den unermüdlichen Sammler und bei aller Befangenheit ehrlichen Kerl schätzte. Bei Augustin dagegen stieß ihn ab, daß der Mann lebenslang Rhetor geblieben ist, nach Holls Meinung auch religiöse Phraseologie treibt. Darum hat Holl sich aber auch nur vorübergehend mit „Augustins innerer Entwicklung" beschäftigt (1923) und hier noch nicht das letzte Wort gesprochen. Männer vollends wie Melanchthon und Erasmus hätte er nie zu Gegenständen seiner Forschung machen können.

Die Berliner Studentenschaft, die die Kirchengeschichte von Harnack und Holl sich vortragen lassen konnte, war zu beneiden. Die beiden Männer — wesentlich gleich gerichtet — waren doch in der Art des Mitteilens so verschieden, daß sie einander wundersam ergänzten. Aus Holls Seminar sind bereits mehrere junge Gelehrte hervorgegangen, denen es zum höchsten Vorteil gereicht, daß in ihren kirchengeschichtlichen Studien das Bild des Meisters in Form wie Inhalt so deutlich durchblickt. So wenig es eine Hollschule geben kann, so viel Grund hatte er, sich über den Erfolg seiner treuen Arbeit an diesen Schülern zu freuen.

Für die Kirche wird noch wichtiger sein, was er den zahlreichen Hörern seiner Vorlesungen, seinen Schülern im weiteren Sinn mitgegeben hat. Da hat er das Größte als Erzieher gegeben durch sein Wort wie sein Vorbild. Aus dem Studentenkonvikt Johanneum in Berlin, dessen Ephorus er nach dem Kriege wurde, hat er durch opferfreudige persönliche Arbeit eine echte Geistesgemeinschaft geschaffen: von den Andachten, die er in der Universität vor einem kleineren, erwählten Kreis von Studierenden hielt, habe ich mit tiefer Rührung sprechen hören.

Daß der Gelehrte Holl ein frommer Mensch gewesen ist, sollte man nicht erst erwähnen. Das Tagewerk in seinem Hause begann mit einer Andacht, Schriftverlesung und Gebet. Im Kriege, nach dem Krieg und in seinen letzten Nöten hat ihn sein Gottvertrauen nicht verlassen. Von Luther zu Paulus, von Paulus zu Jesus, durch Jesus zu Gott: das war sein Weg. Das Leben konnte ihm wohl verklärt werden, aber niemals leicht sein, weil er im Leben nichts leicht zu nehmen vermochte. Zum sanften Dulder war er so wenig wie zum lauten Streiter geboren, aber geworden ist er ein Mann von stiller, zähester Tatkraft: daher denn auch bleibende Erfolge, tiefe Wirkung.

Nun ist er aus unvollendeten Arbeiten heraus uns entrissen worden. Die Epiphaniusausgabe wird in seinem Sinne sein Berliner Freund Lietzmann vollenden; in die der neueren Kirchengeschichte angehörenden Aufgaben, die er sich noch gestellt, werden seine Schüler sich teilen. Der Mann, dessen Leben in seinen besten Jahrzehnten aus nichts als Arbeit bestanden hat, verdiente es, in den Sielen zu sterben.

Marburg Adolf Jülicher

*) Siehe unten: Erinnerung an Karl Holl. D H

Mein Weg zum Frieden

5

Schon die Schilderung des Chors der Erinnyen hatte mich tief ergriffen.

Dann der Gesang: „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" ausklingend in das grausige „Wehe":

Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!

Es folgt bekanntlich die Schilderung der furchtbar schweren Stimmung, die der Chor bei allen Besuchern des Theaters hinterlassen hat. Schließlich überfliegt ein Kranichgeschwader das offene Theater und bringt die Lösung, die Befreiung von dem furchtbaren dumpfen Drucke, welche der Dichter auf die Seelen der Theaterbesucher wie des Tertianers gelegt hatte; der angstgepreßten Seele des Mörders entringt sich der Schrei:

Sieh da, sieh da Timotheus, die Kraniche des Ibykus!

Mich hat in meinem ganzen Leben innerlich nichts so erschüttert, wie dieses Gedicht, als ich es zum ersten Male las. Und heute noch, ich sage es noch einmal, erfahre ich eine tiefe Durchschauerung, wenn ich das Gedicht wieder zur Hand nehme.

Dieses „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" ist nun in der Tat der einzige innere Halt, die einzige seelische Stütze gewesen, die der junge Student aus seiner Gymnasiastenzeit mit ins akademische Leben hinausgenommen hat. Ich hatte natürlich sogleich begriffen, daß Schiller das Gewissen als solches gemeint habe, nicht nur das gegen den Mord sich auflehnende. Das Gewissen, welches als Stimme Gottes sich gegen jene böse Tat wehrt. Was Elternhaus und Religionsunterricht nicht fertig gebracht hatten, Schiller hat es uns gegeben: So oft ich in meinem späteren Leben im Begriffe stand, eine Schlechtigkeit zu begehen, so tönte es dumpf und hohl in meine Ohren:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle."

6

Aber ich muß noch eines anderen Erlebnisses gedenken, welches ich kurz vor unserm Abiturientenexamen hatte. Unser mathematischer Lehrer führte uns in die Grundlehren der Astronomie ein. Wir lernten die Keplerschen Gesetze kennen: die Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. Dies Gesetz sollte nicht nur für unser Sonnensystem gelten, sondern auch für die vielen andern Sonnensysteme, die im Weltenraum vorhanden seien. Zum ersten Male erhob sich mein Blick von unserm Erdkörper weg in die Unendlichkeit des Weltraumes. Ich lernte die Entfernungen so vieler Sonnen von unserer Erde kennen: das Licht des Sirius gebraucht acht Jahre, um zu uns zu gelangen. Dabei pflanzt es sich in der Sekunde 313 000 Kilometer fort. Und auch dieser acht Lichtjahre entfernte Sirius steht im Brennpunkte von Ellipsen, in welche seine Planeten um ihn kreisen. Dann hat es diese Ellipsen wohl schon seit Ewigkeit gegeben! Ewigkeit in der Unendlichkeit des Weltraumes!! Mir war eine neue Welt aufgegangen! Und alles dieses trug unser mathematischer Lehrer mit einer Selbstverständlichkeit vor, als ob dabei nichts Wunderbares wäre. Für mich war es und ist es heute noch eine Offenbarung!! Denn ich setzte den kleinen Erdenbewohner Mensch sogleich in Beziehung zur Unendlichkeit und Ewigkeit des Weltraumes und fand einen entsetzlichen, furchtbaren Abstand. Auch das zweite Keplersche Gesetz: „Die Radii vectores beschreiben in gleichen Zeiten gleiche Flächen" versetzte mich in höchstes Erstaunen. Welche Gesetzlichkeit in der Unendlichkeit und Ewigkeit!

Bei der Besprechung unseres Planetenbruders Mars erfuhr ich, daß er ebenfalls von Menschen bewohnt sein könne und wahrscheinlich auch bewohnt sei. Diese Mitteilung hat mich, wie ich jetzt noch genau weiß, sehr betrübt und lange Zeit beschäftigt. Der Gedanke, dort irgendwo im Weltraum noch Menschen zu wissen, war mir äußerst unsympathisch. Ist es das dumpfe Gefühl gewesen, daß das Rätsel Mensch dadurch noch komplizierter werde? Oder ist es Egoismus, der anderen Menschen nicht einmal in einem entfernten Winkel des Weltraumes ein Stückchen Erde gönnt? War Christus auch für sie in die Welt gekommen?

Ich fragte unsern Mathematiklehrer, warum die Planeten gerade in Ellipsen um die Sonne laufen und warum die Flächen der Radii vectores gleich sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Konstruktion eines so wichtigen Gebildes, wie die Ellipse es nach meinen Erfahrungen aus der Mathematik war, zwecklos sein solle.

„Weil die Planeten sich von Zeit zu Zeit der Sonne nähern müssen und sonst einander umrennen würden", sagte mein Lehrer. „Es muß doch Ordnung im Weltenraume sein!" Ordnung im Weltenraume! Unendlichkeit, Ewigkeit im Weltenraume und nun auch Ordnung! Ist die Ordnung im Weltenraume auch ewig und unendlich? Eine neue Offenbarung!

Einen gewaltigen Eindruck hat auf mich ferner die Tatsache gemacht, daß die Umlaufzeiten der Planeten genau berechnet sind, und daß die Astronomen auf Grund solcher Berechnungen Sonnen- und Mondfinsternisse mit absoluter Sicherheit auf die Sekunde voraussagen.

Dieses astronomische Erlebnis hat in mir die tiefste Ehrfurcht vor der Natur erweckt. Und heute noch erinnere ich mich gern jener ersten Aufblicke, welche der Primaner in den Weltraum, in die ewige Unendlichkeit und Ordnung getan hat.

Leider wurde dieses Gefühl der Ehrfurcht bald durch ein anderes übertönt: durch die Selbstüberhebung. Des Menschen Geist, der sich den Weltraum erschlossen, der die Bahnen der Sterne genau berechnet, erschien mir auf einmal so groß und gewaltig, daß ihm an Bedeutung nichts gleichkomme, daß er keine Aufgabe der Naturbeherrschung ungelöst lassen, daß er einen Zustand paradiesischen Erdenlebens für alle Menschen in kurzer Zeit herbeiführen und in der Erkenntnis von Stufe zu Stufe bis zum höchsten Lichte, bis zur Lösung des Rätsels Mensch schreiten werde. Und mit ganz besonderer innerer Genugtuung konstatierte ich, daß auch schon Sophokles eine so hohe Meinung vom Menschen gehabt, als wir im letzten halben Jahre der Prima seine „Antigone" lasen, wo der Chor tiefernst anstimmt: „Vieles ist groß und erhaben in der Welt, doch das Gewaltigste und Erhabenste ist der Mensch."

Ich selbst kam mir dabei natürlich ebenfalls sehr groß und gewaltig vor. Jedenfalls war ich fest überzeugt, daß ich einmal ein großer und gewaltiger Mensch werden würde. Es war ein Zustand der Selbstvergottung.

Mit dieser Selbstüberhebung hing es wohl zusammen, daß meine Abneigung gegen die Religion durch das Astronomieerlebnis zunächst noch größer wurde. Dazu kam, daß mir in derselben Zeit durch einen älteren Verwandten eine Literatur zugängig gemacht wurde, von deren Existenz ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte: Büchner, Moleschott und andere Materialisten. Ich wurde nun etwas genauer mit der Darwinschen Lehre bekannt, die ich begierig in mich aufsog. Das waren Gedankengänge, die ich gehen, das waren Schlußfolgerungen, die ich verstehen konnte!!

Wie großartig und doch wie einfach ließe sich alles Lebende vom Menschen bis herab abwärts zum kleinsten Tierchen, dem Infusorium auseinander ableiten und verfolgen!

Ich fühlte es, daß ein neuer Lebensabschnitt für mich begonnen habe. Ich wollte mit dem Eintritt in das akademische Leben auch mein Lebensschifflein anders wenden und war fest entschlossen, alles Unnötige, allen Ballast, wozu ich in erster Linie Gott und Christus rechnete, über Bord zu werfen und im großen Meere des Lebens auf immer zu versenken. Mir war eine neue Hoffnung aufgegangen: mit Darwin würde ich die Tore des heiligen Theben öffnen, dem Rätsel Mensch näher kommen.

Karlsruhe Hermann Paull

Aus den Pensées von Felix Bovet

Quaero, pater, non affirmo*)

So lebhaft meine Zweifel und Bedenken hier auch ausgesprochen sind, es sollen keine Negationen sein, sondern nur Fragen. Ich glaube, finde aber für meinen Glauben keine Formel.

*

Der Vermittler zwischen Gott und mir, seis ein Aon oder selbst ein Gott, trennt mich unendlich vom unendlichen Gott.

Bin ich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Unendlichen, umhüllt Gott mich nicht völlig, so fühle ich mich in unendlicher Entfernung von ihm.

*

Wie ichs auch anfange, ich finde stets in mir den Gottesbegriff des Optimus Maximus: Gott den unendlich Guten und Allmächtigen. An diesen Gott glaube ich wohl oder übel und suche umsonst diese Allmacht und Güte durch das, was die Natur und Religion nur von ihm offenbaren, zu bestärken. Dieser Evidenz äußerer Tatsachen gegenüber bleibt die innere Evidenz immer siegreich.

*

Wie konnten die Kirchenväter an den Göttern des griechischen Heidentums Anstoß nehmen? Verletzt die Gottesidee, die sie uns aufzwingen wollten, unser sittliches Gefühl nicht ebenso stark?

*

Alle Christen wollen demütig sein und beweisen es damit, daß sie Andern ihren Hochmut vorwerfen! Die Katholiken behaupten, nur aus Hochmut wollten die Protestanten sich nicht der kirchlichen Autorität fügen. Die Protestanten erwidern, daß die Katholiken durch das Tun guter Werke hochmütig werden. Die Calvinisten bezeichnen die Freiheitslehre der Arminianer als Hochmut. Und darüber, daß der Rationalist oder der Skeptiker aus Hochmut prüfet und zweifelt, sind sie Alle einig!

Weiß denn Keiner, was ein Herz leidet in solchen Kämpfen? Denkt Keiner daran, als Aufrichtigkeit zu loben, was sie als Hochmut tadeln?

*

Der orthodoxe Protestantismus ist in seltsamer Selbsttäuschung befangen. Nimm dieses Buch, heißt es, das ist Gottes Wort. Du darfst zu seiner Erklärung keine andere Autorität heranziehen. Gottes Geist erklärt es dir direkt. Du wirst dies und jenes finden, was du so oder so verstehen mußt. — Komme ich aber und sage: Ich habe nun gelesen, fand aber nicht, was du mir sagtest, und verstehe es anders, so lautet die Antwort: das ist ein schwerer Irrtum. Bete und demütige dich vor Gott, flehe seinen heilgen Geist an, daß er dich die Bibel so verstehn lehre, wie ich sie verstehe, wenigstens in den wesentlichen Dingen!

*

Die Formel des freisinnigen Protestantismus lautet: Gott ist Gott und Jesus sein Prophet; die der Orthodoxie: Jesus ist Gott und Paulus sein Prophet. Oder auch: im Himmel vertritt Jesus den Vater als König, während auf Erden Paulus Jesum als Lehrer ersetzt.

*

Nach langen Jahren qualvollen Nachdenkens, nach manchem Zusammenbruch und Wiederaufbau bleibt mir als letzter Grund der Sittlichkeit und der Religion die kurze praktische Formel: Nicht verzweifeln! Das bedeutet, daß die Vernunft (raison) Recht (raison) behalten wird, daß das Gute der letzte Grund aller Dinge ist. Gott ist Gott nach dem muselmannischen Bekenntnis; Gott ist, der da ist, wie die Hebräer sagen; Gott ist die Liebe (Johannes). Hier haben wir die praktische Synthese aller Monotheismen.

Ormuzd und Ahriman liegen nicht ewig im Streite. Ormuzd wird siegen. Alles endet gut. Sonst gäbe es keinen Gott und Gott wäre nicht Gott.

*

Früher dachte ich wohl, es sei schön, einige Schriften zu hinterlassen, die unser Andenken wachhalten und die noch Anlaß geben, von uns zu reden, wenn wir nicht mehr sind.

Jetzt sehe ich das anders. Der Gedanke tut mir weh, daß eins meiner Bücher in fremde Hände fällt, daß man sie leicht falsch versteht und boshaft ihre Schwächen hervorhebt, die ich jetzt schon sehe. Man beurteilt mich dann nach einer Schrift, als stecke der ganze Mensch in dieser Schrift. Man beschäftigt sich dann noch mit mir, und es will mir scheinen, als störe das meine Ruhe.

*

Mein Leben scheint mir religiös und menschlich verloren, weil ich bei meiner Bekehrung das Heil nach pietistisch-jansenistischer Art verstand und mir einbildete, es bestehe darin, sich aus der Affäre zu ziehen.

Diese Lehre mäßigt und ernüchtert die tatenlustigen Feuerseelen, aber sie ist tödliches Gift für die trägen oder nur ängstlichen und vorsichtigen Naturen, wie die meine.

Gewiß freut sich jeder Christ, wenn er von der Bekehrung eines Heiden hört, und ich bin froh, bekehrt und nicht im Heidentum meiner ersten Jugend geblieben zu sein. Aber ich bedauere die Form des Christentums, zu der ich kam. Dank meiner Erziehung und meinem Milieu erschien es mir in der pietistisch-jansenistischen Form: Es ist negativ, das Gute besteht wesentlich in der Enthaltung, es scheidet das Heilige vom Profanen und trennt sie nach rein richterlichen Gesichtspunkten. Es will nicht einsehn, daß Alles, was man für den Nächsten und sein Wohl tut, heilig ist, daß Alles, was wir für uns selber tun, profan bleibt. Ein treffendes Beispiel dieses jansenistischen Geistes ist die Mutter Angelika, die Jaqueline Pascal zum Verzicht auf den Kultus der Dichtkunst, für die sie Begabung zeigte, mit den Worten ermunterte: Von diesem Talent brauchst du Gott keine Rechenschaft abzulegen!

*

Es gibt zwei Arten echter Christen! Die einen sind zufrieden, geistig abgeschlossen, demütig vor Gott, aber nicht vor den Menschen. Sie glauben ehrlich, daß sie von der Welt draußen nichts zu empfangen haben, und suchen keine andern Beziehungen mit den Menschen als solche des Wohltuns — was ihnen eben darum nicht gelingen will! Sie sind auch der aufrichtigen Meinung, der liebe Nächste sei nur aus Hochmut nicht gläubig, und dünken sich in einer höheren Sphäre. Gewiß sind sie überzeugt davon, daß Alles Gnade ist, aber immerhin: sie haben sie erfahren, Andere nicht, und so sehen sie doch innerlich auf sie herab.

Einige Wenige sind weiter gekommen. Sie wollen kleinen Kindern ähnlich sein und verstehen es, daß, wer vor Gott wirklich demütig ist, es auch vor allen Menschen sein muß. Wer die Menschen richtet, richtet Gott. Menschenliebe besteht nicht nur darin, daß man gibt, sondern auch daß man sich geben läßt. Sie lieben alles Schöne und Liebenswerte, freuen sich der Wahrheit, wo sie ihr auch begegnen. Sie dulden Alles, sie hoffen Alles.

Diese zwei Menschengruppen sind nicht völlig voneinander verschieden. Sie stellen zwei Perioden, zwei Stufen dar. . . .

Ich fühle mich zwar als bekehrter Christ, bin aber nie über die untere Stufe hinausgekommen. . . .

*

Da sagte neulich Jemand bei der Erklärung eines Kapitels der Bibel, das Wort Nein sei der Grund unserer Natur. Seit seiner Jugendzeit habe er stets Nein gesagt, das sei die Sünde.

*) „Ich frage, Vater, behaupte nicht." Aus Augustins Konfessionen. — Über Felix Bovet folgt ein Artikel. D H

Bei mir ist das Gegenteil der Fall. Wenige Fälle ausgenommen, kam alles Böse bei mir daher, daß ich nicht Ja zu sagen wußte. Widerstand und Schwäche sind die zwei entgegengesetzten Formen der Sünde in uns. Je nach dem Erscheinen der einen oder andern Haltung in unserm Inneren ist auch unsere Anthropologie und Theologie völlig verschieden.

*

Ich will zugleich verstanden und getröstet werden. Aber die mich zu trösten versuchten, verstanden mich nicht, und fand sich, selten genug, Einer, der mich verstand, so versuchte er nicht, mich zu trösten!

*

Seit sechzig Jahren habe ich in der Welt noch nie recht und nie für lange Fuß gefaßt. Ich ging hindurch wie durch ein Schattenreich ... und kam mir selbst nur wie ein Schatten vor. Hätte man mich gefragt, was ich in der Welt tue, meine Antwort wäre die des dreijährigen Kindes in der Schule gewesen: „Ich warte, daß es fertig ist!" Und doch habe ich mit dem Fortgehen keine Eile. Denn in der jenseitigen Welt bin ich noch weniger als in dieser zu Hause.

Wer die Wahrheit liebt, kann sie von Jedem hören, nicht nur von Feinden, seien es auch Könige, sondern von ihren Freunden und Schmeichlern. Sagt man von dir, du seist empfindsam, so sieh zu, ob du nicht empfindlich bist. Nennt man dich sanftmütig, so bist du vielleicht schwach, und hält man dich für entschlossen, so bist du wahrscheinlich eigensinnig.

*

Die Demut besteht im Gefühl dessen, was uns fehlt. Bescheidenheit dagegen ist das Sichbegnügen mit dem, was man besitzt.

*

Niedere Seelen sind undankbar. Aber kleine Seelen empfinden solche Undankbarkeit zu stark.

Nichts ehrt den Menschen mehr, als die Undankbarkeit Anderer. Ja ich wäre versucht, die Ehre für zu groß zu halten. War ich einmal in dem Fall, so fühle ich mich zugleich stolz und unbehaglich. Es schien mir, ich genösse ein göttliches Vorrecht, dessen ich unwürdig sei: nämlich Gutes tun zu dürfen, ohne etwas dafür zu erhalten!

*

Wie ein Kind zu werden, nicht zu sorgen, das Rätsel der Dinge nicht zu ergründen suchen, in Allen sich der Leitung des himmlischen Vaters anbefehlen, der Liebe ist, nichts Anderes wollen als stets in ruhiger Hingabe an Ihn verharren, wie das Kind im Mutterarm — das scheint mir höchste Wahrheit und Weisheit im Geiste des Evangeliums. Felix Bovet (†)

Klosterleben auf dem Koyasan

Man hatte mir gesagt, daß man religiöses Leben in Japan, gerade abseits der großen Heeresstraße der Touristen, nirgends besser studieren könne als in den Klöstern des Berges Koyasan.

Diese Klöster und Tempelanlagen sind eine uralte Gründung des unter dem posthumen Namen bekannten Kobo Daischi (790—840); er ist eine Art Moses für Japan gewesen. Er trat sehr jung in einen buddhistischen Tempel ein, deren es damals noch wenige in Japan gab, und wurde schon mit 19 Jahren Priester. Dann ging er nach China und studierte dort unter dem Abt Huikwo, der ihm manche tiefere Einsicht in Art und Wesen des Buddhismus erschloß und ihn in die Eigenart der Mietsung-Sekte, die später in Japan Shingon genannt wurde, einweihte. Nach Kobos Rückkehr von China nahm er an einer Diskussion teil, die der Kaiser von Japan in der Form eines Religionsgespräches zur Klärung über allerlei buddhistische Fragen berufen hatte; alle dazu geladenen Bonzen von Ruf überbot der junge Priester durch seine Beredtsamkeit und wissenschaftliche Tiefe. Das verhalf seiner Sektenauffassung zu Erfolg und Anhang. Nachdem er erst in Kyoto im Toji-Tempel als Abt gewirkt hatte, zog er sich nach dem heute fünf Stunden Bahnfahrt entfernt liegenden, wildzerrissenen Berge Koyasan zurück und gründete dort das Bergkloster Kongobuji, das bald das größte in Japan wurde. Dort erfand er auch das japanische Alphabeth Hirakana mit 48 Zeichen, die noch heute als Vereinfachung der chinesischen Schriftzeichen neben der etwas veränderten Form des Katakana gelten. Außerdem muß er ein vielseitig künstlerisches Genie gewesen sein, wovon die oben aufbewahrten Malereien, Skulpturen und Dichtungen zeugen, wenn man auch viel andere Erzeugnisse ihm später angedichtet hat. Er soll ein Leben von solcher Heiligkeit geführt haben, daß seine Anhänger noch heute glauben, daß er im Mausoleum auf dem Berge nur in Todesstarre liege und als Miroku, als der buddhistische Messias wiedererstehen werde. Sein Leben ist im Film dargestellt worden und soll in Japan in dieser Form viel Anklang gefunden und für die Sekte gute Reklame gemacht haben.

Die Sekte Shingon hat also in China ihren Ursprung und hat von da den Glauben übernommen an die Zauber- und Erlösungskraft von Hymnen und Formeln. „Erlösung" natürlich in dem buddhistischen Sinn gefaßt von Befreiung vom Sein-Müssen zum Nicht-mehr-Sein-brauchen. Ihr Erlösungsweg ist voll Mysterien und Magie. Meditationsübungen in zehn aufsteigenden Stufen führen zur letzten Erkenntnis, während der dem Publikum zugängliche Kultus nur im Rezitieren von heiligen Texten besteht. In Japan haben sie das Gebet zu den Shintogöttern mit aufgenommen und sich so volkstümlich zu machen verstanden. Sie haben heute über vier Millionen Anhänger, 12 000 Priester und etwa 7000 Tempel. Auf dem Koyasan haben sie ihr Hauptquartier und neben vielen Tempeln eine Mittelschule und ein Priesterseminar, dem sie den hochtönenden Namen „Universität" geben.

Der Koyasan ist ein 950 Meter hoher, zerklüfteter Berg, auf dem Gipfel ein vier Kilometer langes schmales Plateau, von acht spitzen Bergzacken, schwarz bewaldet, umrandet. In diesen acht Zipfeln sieht man eine Ähnlichkeit zur Lotosblüte mit ihren acht Blütenblättern, und diese Tatsache hat gerade diesen Berg geeignet für buddhistische Heiligtümer erscheinen lassen. Er ist eine Art Athosberg für den japanischen Buddhismus. Im Mittelalter hatten die Mönche, wie auch die manch anderer unzugänglicher Bergklöster, eigene Soldaten oder waren wohl selber streitbare Krieger und befehdeten Bauern und Lehnsherrn der Ebene. Auch viele politische Verbannte fanden hier oben ein Asyl, so 1595 der unglückliche Hidetsuga, den der mächtige Shogun Hideyoshi erst adoptiert hatte, solange er sohnlos war, den er aber dorthin verbannte, nachdem er einen männlichen Leibeserben bekommen hatte. Er legte ihm befehlsweise nahe, dort oben durch Harakiri dem rechtmäßigen Erben den Weg zu ebnen. Man zeigt im Haupttempel noch den Raum, wo der unglückliche Adoptierte die Tat vollzog. — Heute umfaßt das Bergplateau 30 religiöse Gebäude und 800 Häuser und beherbergt 250 Priester und ein Dorf mit 2000 Einwohnern. Aus dieser Tatsache ergibt sich schon, daß es mit der „Weltabgeschiedenheit" jener Bergesklöster nicht so ernst sein kann. Denn das Dorf oben und die Priester zumal leben von dem Strom der Pilger, die durchschnittlich in der Zahl von einer Million im Jahr sich über jene Anhöhen ergießen. Eine japanische Zeitung brachte neulich sogar die Nachricht, daß die Behörden der Bergklöster den Bau einer Drahtseilbahn vom Fuß bis zur Höhe beschlossen hätten.

Der Aufstieg, der nach fünfstündiger Bahnfahrt von Kyoto über Nara beginnt, ist in dieser einsetzenden Früh-

lingszeit, wo die Landleute, ehe die Reispflanzung beginnt, etwas freie Zeit haben, eine Massenwanderung. Die Heiligtümer von Rang und Namen ziehen in dieser Zeit derartige Pilgerströme an, daß das Reisen oft zur Qual wird. Die etwas oberhalb der Pilgerstraße führende Autostraße, die auf halbe Höhe führt, ist heute recht belebt; auf der Pilgerstraße selber ziehen Tausende hinauf und Tausende kommen von oben herunter. Lastpferde in endlosen Zügen befördern Lebensmittel und Baumaterial mühselig hoch; wohlhabende Gebrechliche lassen sich im Sitzstuhl hinauftragen, während uralte Männer und fast rechtwinklig gekrümmte alte Frauen auf den Pilgerstab gestützt mit ihren Holzschuhen den verdienstvollen Aufstieg, oft von Kindern oder Enkeln liebevoll und behutsam geführt, erfolgreich vollziehen. — Es wäre ja natürlich unklug, eine solche Menschenmasse in Bewegung nicht auszunutzen! Daher ein Geschäfts- und Bettelbetrieb auf der ganzen Strecke! Etwa hundert Bettlern, die über die ganze 8½ Kilometer lange Strecke verteilt waren, sind wir begegnet, dabei einigen Invaliden und wirklich Arbeitsunfähigen, einigen Aussätzigen, sonst aber faulem Gesindel, kräftigen Frauen, die ihre Kinder allenthalben verteilt haben und sie zum „Handwerk" erziehen; dann priesterähnlich angezogenen Bettlern, die eine Reisschale vor sich haben und daneben ein Bild von Kobo Daischi; Pilgern mit großen Strohdeckeln und einer Klingel in der Hand, sich mit viel Verbeugungen und Wünschen ihren Unterhalt oder ihre Opferpfennige fürs Heiligtum erbittend. Die meisten dieser Bettler wohnen unter der Pilgerstraße in den Brückenbogen, wo sie sich mit Matten und Stoffen ein oft recht schwer zugängliches Heim geschaffen haben. In den Teehäusern und Verkaufsbuden, die den ganzen Weg einsäumen, setzen sie ihre Einnahmen in Lebensmittel um. So ging man dauernd zwischen Scylla und Charybdis hindurch, zwischen den einen belästigenden Bettlern und den Budenbesitzern, die zur Rast, zur Tasse Tee oder zum Obstkauf einluden! Dazu eine Schar von Kindern, Mädchen und Frauen, die das Gepäck zu tragen oder den Wanderer von hinten hinaufzuschieben sich anbieten, und so aufdringlich werden, daß sie einen an Gepäck und Arm anpacken, während es auch sonst in Japan ganz unerhört ist, jemanden zu berühren!

So hat man Mühe ein Plätzchen zu finden, wo man rasten und unbelästigt den Ausblick in die herrliche Gegend genießen kann. Nach zweistündiger Wanderung kommt man an einen Engpaß, wo man Diesseits den Rückblick ins Tal und die Flußebene hat, während auf der anderen Seite die zackige Krone des Koyasan erscheint, den man von der Ebene nicht sehen kann.

Oben auf dem Gipfel angelangt, drängt sich der stark geschäftliche Zug und Geist auf, der auch dort oben herrscht; in feineren Formen natürlich, denn wir sind auf geweihtem, historischen Boden, aber sehr wenig verhüllt. Gleich der erste Tempel, den man nach drei Stunden ziemlich steilen Kletterns erreicht, ist mehr Teehaus als Tempel. Bei einem plötzlich einsetzenden Regenguß und ziemlicher Dämmerung unter den uralten Nadelbäumen erkenne ich erst nicht, daß wir in einer Tempelhalle sind, da alles auf den Bänken und Matten herumsitzt und Hunde herumlungern und uns anbetteln und Mädchen uns Tee bringen und alles raucht, schmatzt und schwatzt. Da plötzlich wird die allgemeine Behaglichkeit unterbrochen durch den die Tempelglocke anschlagenden Priester im Hintergrund, der seine Abläße, Heiligenbilder und den Opferkasten empfiehlt. Und tatsächlich fliegen einige Geldstücke in die riesige Opferkiste mit den Querbalken oben, die das Geld, aber keine Finger hindurchlassen. Als wir gestärkt von Tee und Bananenkuchen das Tempelteehaus verlassen, verbeugt sich der Priester mit dankender Gebärde, was mir den Gedanken nahelegt, daß der Ertrag und Reingewinn der Teestube ihm und seinem Tempel zugute kommt.

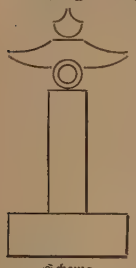
Kaum haben wir den heiligen Bezirk auf grundlos aufgeweichten Lehmwegen betreten, als wir ahnungslos an dem Büro-Gebäude der ganzen Anlage vorüberkommen; da sich der Regen in Hagelschauer wandelt, eilen wir rasch weiter, um den nächsten Tempel zu erreichen. Aber schon hat der Späherblick des Büropriesters den Ausländer erspäht, er kommt uns nachgelaufen und drängt uns einen Führer für zwei halbe Tage auf. Nur die Tatsache, daß wir die Verhandlungen nicht ins Büro verlegen, sondern im Hagelschauer draußen unsere Ablehnung beharrlich vortragen, erspart uns diese Ausgabe. — Nach Besichtigung der Klöster, Tempel, Glocken und Tore im westlichen Bezirk treffen wir gegen 6 Uhr Abends im Haupttempel Shojoshin-ji (Tempel zum reinen Herzen!) ein; nachdem ich am Eingang meine Karte habe überreichen und für mich und meinen Dolmetscher um Nachtlager habe bitten lassen (denn es sind nur Unterkunftsmöglichkeiten in den Tempeln und Klöstern, kein Hotel wird am Ort geduldet), erhalten wir zwei herrliche Zimmer in dem wie ein Riesenhotel aussehenden Tempel. Der Blick durch die Glasschiebetüren geht in einen japanischen Landschaftsgarten mit Miniaturen von See, Wasserfall, Bananen und Laternen; der Hochwald des einen der acht Gipfel bildet den Hintergrund. Bad, Tee, vegetarische Verpflegung mit Gras, Reis, Pilzen, Wurzeln und Bohnen erfrischen uns. Ein Priester begrüßt den auswärtigen Gast und spricht in Englisch geläufig über die Tagesordnung der Mönche, die früh um 5 Uhr mit einer anderthalbstündigen Messe beginnt und um 7 Uhr Abends zur Bettruhe verpflichtet. Erstaunt bin ich, daß bei der kärglichen und asketischen Lebenshaltung dieser Mönche er mir Sake, den berüchtigten Reisbranntwein Japans, aufdrängt und immer wieder die Schale füllt. — Als wir am nächsten Morgen um 6 Uhr von demselben Priester herumgeführt werden in dem Kloster, sehe ich, daß mehrere Hundert mit uns dort übernachtet haben, natürlich in Massenquartieren, und daß die ganze Anlage tatsächlich mehr Hotel als Tempel und Kloster ist; nur zwei kleine Räume waren gottesdienstlichen Zwecken geweiht und mit dem Bild von Kobo Daischi auf dem Altar versehen. Die Pilger warfen Geld, klatschten, verbeugten sich, zogen hörbar den Atem ein, was ein Zeichen tiefster Ehrfurcht bedeutet. Ehe wir das Tempel-Hotel verließen, kam derselbe Priester noch einmal und kassierte, was wir im erstklassigen Hotel für Abendessen und Nachtlager auch hätten bezahlen müssen.

Einen der Pilgerzüge begleiteten wir ein Stück: sie zogen in ziemlicher Hast durch die Tempel und Anlagen, machten überall ihre vorgeschriebenen Zeremonien und ließen sich auf ihren Schulterbändern den Besuch jedes Tempels durch den Tempelstempel bescheinigen. Viele kauften in den Tempelbüros Abläße, in den Läden Heiligenbilder und Rosenkränze oder Schriftrollen von Kobo Daischi. Der größte Anziehungspunkt schien die drehbare Bibliothek zu sein, ein freistehender, geschlossener runder Schrank, der die Heiligen Schriften der Sekte birgt; ihn umzudrehen gilt als verdienstvoll und förderlich zur Erlösung.

Darin hatten wir Glück, daß fast alle Kunstschätze der Tempel in einem neuen, massiv gebauten Museum zusammengetragen und ausgestellt waren, um sie besser vor Feuer und Feuchtigkeit zu bewahren, denen einige kostbare Schätze schon zum Opfer gefallen sind. Fast alle Gebäude oben sind schon mehrmals abgebrannt, und wenn heute auf den Dächern der Hauptgebäude große Kübel mit Wasser stehen, so ist das eben nur eine suggestive Selbsttäuschung! — Das ergreifendste Bild, ein Hönge-Kakemono von 10×10 Fuß Ausmaß, stellt Buddhas Eingang ins Nirvana dar; es ist von einem sonst unbekannten „Raffael" des Bergklosters gemalt, 500 Jahre ehe der Italiener seine Werke schuf. Der verklärte Ausdruck der himmlischen Geister kontrastiert eigenartig

mit der tragisch-hoffnungslosen Miene der irdischen Anhänger.

Das erhebendste Erlebnis der Bergwanderung war der Besuch des Bergfriedhofes, der etwa 2 Kilometer sich hindehnt; uralte Kryptomerien von nicht unter 1 Meter Umfang, 30—60 Meter hoch, düster und schweigsam, beschatten ein Jahrtausend von Grabmälern. In den verschiedensten Formen der Jahrhunderte stehen sie eng aufgereiht: in Pagodenform, als Torii, als steinernes Mausoleum, als granitne Stupa. Diese letzte Form war am meisten vertreten und die ältesten und größten waren in ihr erhalten: ein Aufbau von fünf Steinen, ein liegendes längliches Rechteck, ein aufrechtstehendes, eine Kugel, ein vierspitziger Aufsatz, eine zwiebelähnliche Krönung. Das stellt die fünf Elemente Erde, Feuer, Wasser, Holz und Metall dar, aus denen alles Dasein nach chinesischer Anschauung besteht und in die es zerfällt. Einige der Namen, die dort oben ein Grabmal zieren, hatte ich schon anderwärts gelesen und wußte, daß ihre Gebeine sonstwo begraben lagen. Unser Führer erklärte uns diesen Zwiespalt mit der oft geübten Sitte, einige Knochen, Haare oder etwas Asche eines Toten an einem besonders geweihten Ort zu begraben, so hier in allernächster Nähe Kobo Daischis. — So waren dort uralte, tausendjährige Grabmäler, verwittert und moosbedeckt, daneben auch ganz neue, so das Grab der Missiß Gordon, die 1911 verstorben ist und sich um die Religionsforschung Ostasiens sehr verdient gemacht hat. Unmittelbar neben ihrem Grab steht eine getreue Nachbildung des Nestorianersteins aus Sianfu, des ältesten christlichen Zeugnisses in China. Andere neuzeitliche Monumente sind die für die im russisch-japanischen Krieg Gefallenen: „als der japanische Fuchs den russischen Bären besiegte", wie die Inschrift sagt; dann „ein Generalgrab für den ‚Unbekannten'" der Erdbebenopfer von 1923; dies ist wohl das neueste Grabmal. Es ruhen dort oben Daymios, Shogune, Dichter, Schauspieler, auch ein Vatermörder, bei dessen Grabmal das Verwahrlostsein und der Zerfall als Folge dieser Sünde vom Führer erklärt wird. Mitten zwischen den Gräbern steht ein offener Brunnen, über dessen Wasserspiegel gebeugt Kobo Daischi sein Ebenbild sah und danach seine Selbstbildnisse schuf. Zwei Männer in einer Bude sitzend verkaufen Miniaturdosen dieses Brunnenwassers, das gegen Unterleibs- und Magenkrankheiten helfen soll!



Schema eines Grabsteins

Weiterhin leuchten zwischen den Grabsteinen sechs große Bronzefiguren des Gottes Jizo, teils sitzend, teils stehend; er ist der Gott, der die Seelen, besonders die der Jugendlichen, durch die Unterwelt geleitet. Vor diesen sechs in einer Reihe aufgestellten Jizos stehen steinerne Tröge mit fließendem Wasser, und mehrere Frauen schöpfen mit Holzkellen Wasser und bespritzen damit die Bronzefiguren und die davor gesteckten Holztafeln mit den Namen ihrer Toten: das soll Verdienst und Glück für die Verstorbenen bringen.

Der herrliche Friedhof wird abgeschlossen durch Kobo Daischis Grabmal, eine Art Holzschrein in blühenden Sträuchern verborgen und durch bronzene Lotos-Vasen fast ganz verdeckt. Der Schrein ist unzugänglich und kann nur von 40 Schritt Abstand betrachtet werden. Nur alljährlich am 21. März wird er zeremoniell geöffnet und neue Kleider werden auf den Sarkophag gelegt.

Vor der trennenden Barriere steht ein Riesenopferkasten, so groß, daß man ein Pferd darin begraben könnte, und davor ein riesiger Weihrauchkessel, dessen Feuer nie erlischt. Hier ist Hochbetrieb. Tausende von Pilgern sollen hier täglich opfern und räuchern. Gerade jetzt knien zwei Chinesinnen, die mit ihrer Hosentracht berechtigtes Aufsehen erregen und sich nachher manches Schmähwort auf ihre Nation gefallen lassen müssen, nieder in eifrigem Gebet: es scheint sich um ein Gelübde zu handeln, denn 20 Minuten lang betet die eine im nassen Schmutz knieend und den Rosenkranz eifrig drehend, mit angstvoller Andacht, dann läßt sie Lebensmittel in kleinen Paketen und Kinderspielzeug weihen und zieht innerlich befreiter, ruhiger ab. Inzwischen haben andere Pilger eifrig geräuchert und in den Rauch ihre Brillen gehalten oder ihre Augen oder Glieder, die krank sind, mit dem Rauch einzureiben versucht. Nur wenige von ihnen werden hier oben ruhen können, denn eine Grabstelle dort oben soll ein Vermögen kosten! So nehmen sie wenigstens eine Erinnerung mit oder einen Weihrauchgeruch oder ein Häuflein Erde im Handtuch, wie ich es Einige tun sah.

Ich aber nahm die Bestätigung mit, wie stark auch im Religiösen Japan — wie in fast allen anderen Dingen — von China abhängig war, wie geschäftstüchtig auch ein Bergkloster sein kann und wie wenig Innerliches und Geistliches es zu bieten vermag.

Kyoto *) Theodor Devaranne

Kompetenz der Kirchen?

An D. Kübel

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ihre ungehaltene Rede zu dem Thema „Kirche und Fürstenenteignung" ruft in dem entscheidenden Punkte meinen lebhaften Widerspruch hervor. Nicht, daß nicht auch ich ebenso wie Sie die geforderte Enteignung der ehemaligen Fürsten scharf und nachdrücklich ablehnte. ... Auch darin stimme ich Ihnen zu, daß die Ansprüche der Fürsten übertriebene und sittlich anfechtbare Forderungen in sich bergen. ... Aber Sie streiten mit ganz klaren Worten unserer Kirche als Kirche überhaupt das Recht ab, zu dem Volksentscheid und damit zu allen gleich liegenden Fragen Stellung zu nehmen. Haben Sie sich klar gemacht, was die Durchführung dieser Forderung bedeuten würde?

Die Folge wäre die Lahmlegung der Kirche in einer ihrer wichtigsten Aufgaben, nämlich in der Aufgabe, die Gebote Gottes und die Forderungen des Evangeliums unter allen Umständen und in allen Lagen, besonders aber, wo immer diese Gebote gefährdet sind, zum Ausdruck zu bringen. Sie sagen, daß die Kirche zwar das Recht habe, die großen sittlichen Grundsätze zu verkünden, aber nicht das Recht, im konkreten Fall einzugreifen; da hätten nur die staatlichen Faktoren zu reden. Diese Unterscheidung ist prinzipiell unhaltbar und praktisch unmöglich. Wann liegt der konkrete Fall vor? War z. B. die Kundgebung zur Wohnungsnot nicht auch eine Kundgebung zu einem konkreten Fall? War der Erlaß des Frankfurter Landeskirchenrates gegen die Bemühungen, die Kirche von Seiten der Grund- und Hausbesitzerkreise gegen eine gerechte Bodenbesitzregelung mobil zu machen, nicht in einem sehr konkreten Fall gegeben? Waren Sie es nicht gerade, der diesen Erlaß veranlaßt hat?

Auch die Trennung scheint mir, nun gerade in einer evangelischen Kirche, unhaltbar zu sein, daß Sie kirchliche Kundgebungen nur in den Erlassen der obersten kirchlichen Behörden sehen; nur so können Sie zu der Meinung kommen, daß die Kirche bei der Fürstenfrage zum ersten Male in einer konkreten Frage des staatlichen Lebens eingegriffen habe. Hat wirklich „die Kirche" zum Diktat von Versailles, zur Inflation und zur Aufwertung (beachten Sie z. B. die eingehenden kirchlichen Verhandlungen mit dem Staat, für eine gerechte und notlindernde Aufwertung), zum Gemeindebestimmungsrecht geschwiegen? Gewiß wird in unserer protestantischen Kirche ihre Stimme manchmal nicht einheitlich zum Ausdruck kommen; das ist kein Unglück. Ein Unglück aber ist es, zu allem, was unser Volk in seinen Tiefen bewegt, von Seiten der Kirche aus zu schweigen.

Das aber ist Ihre deutliche Forderung. Sie schreiben: „Die Fürstenenteignung ist eine staatliche Angelegenheit." Auch das Diktat von Versailles? auch die Aufwertung? auch das Gemeindebestimmungsrecht? Ist das wirklich Ihre Meinung, daß die Kirche zu diesen Fragen ein für alle Mal schweigen solle?

Und sind das wirklich staatliche Angelegenheiten? Nein, Angelegenheiten unseres Volkes. Da soll eine Volkskirche schweigen und sich darauf beschränken, die großen sittlichen Grundsätze zu verkünden! Sie würde sich vollkommen wirkungslos machen; denn auch hier gilt: Was nicht konkret ist oder werden kann, hat einen nur sehr zweifelhaften Wert.

*) Weitere Reisebriefe des Verfassers veröffentlicht andauernd das „Protestantenblatt" (Hutten-Verlag, Berlin SW 11, Schöneberger Straße 8). Auch sei erinnert an das Buch von D. Witte: „Sommer-Sonnentage in Japan und China". Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925. 6 M. D H

Sie berufen sich zur Begründung der von Ihnen geforderten Schweigepflicht der Kirche auf die, wie Sie meinen, allgemein anerkannten Grundsätze der evangelischen, insbesondere der lutherischen Kirche, daß Gott dem Staate, nicht der Kirche das Schwert gegeben habe. Sie beschränken damit die Kirchen auf die Wortverkündigung. Aber ist das nicht die beste Evangeliumsverkündigung, wenn die Kirche die großen Grundsätze des Evangeliums auch in konkreten Fällen, ja gerade in ihnen verkündet? Denken Sie nur an das scharfe Eingreifen Luthers im Bauernkrieg gerade vom Evangelium her. Wenn die deutsche evangelische Kirche diese Verpflichtung bisher nur unzureichend erfüllt hat, so ist das zweifellos ein Mangel.

Sie halten es für besonders unglücklich, daß die Kirche zum ersten Male, wie Sie glauben, bei der Fürstenabfindung in einem konkreten Einzelfall eingegriffen habe, und Sie sehen unabsehbare Folgen. Ich für meine Person begrüße diese Folgen. Nicht daß die Kirche künftig zu jeder wichtigen Staatsangelegenheit ihr Votum abgeben solle; das tut weder die katholische Kirche noch die calvinistischen Kirchen — aber zu jeder die Durchführung der sittlich-religiösen Grundsätze des Evangeliums berührenden oder sie gefährdenden Angelegenheit soll sie allerdings Stellung nehmen. Wie soll sie sonst führen können, Zukunft gestalten, Evangeliumsgeist zur Form bringen können? Wie wäre sonst Stockholm mit seinem Programm möglich?

Gewiß, solche Stellungnahme kann Schwierigkeiten bringen. Politische Parteien, wirtschaftliche Interessenvertretungen mögen sich hie und da getroffen fühlen, wie ja die kirchliche Stellung zum Gemeindebestimmungsrecht, zu dem Grundsatz einer gerechten Bodenverteilung schon jetzt manche Gruppen verletzt hat. Aber wird dadurch die Kirche zur Partei- und Klassenkirche? Darf sie schweigen, weil sie fürchtet, Anstoß zu erregen? Fällt die Einheit der Kirche dadurch auseinander? Bedeutet das den Zerfall der katholischen Kirche, daß gegen die bischöfliche Kundgebung zur Fürstenfrage sich lebhafter Widerspruch geltend gemacht hat? Und dabei hat die bischöfliche Kundgebung eine ganz andere Autorität und Verpflichtung als jede Kundgebung der evangelischen Kirche.

Und der Erfolg? Sie täuschen sich. Viele einfache Menschen sehnen sich darnach, daß ihr oft ungefestigtes Gewissen Führung und festen Inhalt aus dem Geiste des Evangeliums erhält. Aber selbst, wenn der äußere Erfolg der Stellungnahme der Kirche ausbliebe, darf man sie aus Opportunitätsgründen zum Schweigen verurteilen? Wer soll denn noch führen, leiten, zum rechten Handeln anleiten, wenn nicht die Kirche? Grundsätze in allen Ehren, aber Führung, Leitung, Lenkung im konkreten Fall ist mehr.

Sie sehen; die Frage der Fürstenabfindung ist ganz in den Hintergrund getreten; es handelt sich um sehr viel Wichtigeres, nämlich um die Aktivität der Kirche und des Evangeliums.

Daß auch Sie keine dem Evangelium wie der Welt gegenüber stumme Kirche wünschen, des bin ich gewiß. In dieser Gewißheit mit Ihnen verbunden Ihr

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Lieber Herr Kollege!

In der vorliegenden Frage dürfen wir doch wohl aus der Stellung der römischen Kirche keinerlei Folgen für unsere Kirchen ziehen. Den Frankfurter Katholiken hat der bischöfliche Kommissarius öffentlich erklärt: „Es ist nicht erlaubt, für die entschädigungslose Enteignung des Privateigentums der Fürsten zu stimmen. Der Erlaß der Bischöfe ist im Gewissen verpflichtend." Ich weiß Sie mit mir darin einig, daß unsre evangelische Kirche keinen Erlaß von solcher Tragweite herausgeben kann und darf. Wir besitzen die Lehrautorität nicht, die Rom besitzt; wollten wir sie uns anmaßen, so gäben wir ein wesentliches Stück des Protestantismus preis.

Sodann bitte ich Sie zu beachten, daß ich mich gegen das Eingreifen der Kirche in die Fürstenfrage hauptsächlich deshalb gewendet habe, weil mir kein Fall bekannt ist, in dem die Kirche das Gewicht ihrer Autorität ebenso stark zu Gunsten der besitzlosen Schicht in die Wage geworfen hätte. Die Kirche, die die Partei der Mächtigen und Besitzenden ergreift, hat den Gott, der die Gewaltigen vom Stuhle stößt (Luk. 1, 52), und das Verbot des Schätzesammelns durch Jesus rundweg gegen sich. Ich erkenne zwar die Notwendigkeit irdischer Machthaber und das Recht des irdischen Besitzes an; beides aber doch nur nach der kreatürlichen Ordnung der Dinge, also nicht auf Grund einer unbedingten Autorität. Und ich empfinde die Spannung zwischen der kreatürlichen Ordnung und dem Geist Jesu so stark, daß ich vom religiösen Standpunkt aus für jene Güter nicht restlos eintreten kann. Das Problem mag der Einzelne für sich wie immer lösen, auf keinen Fall darf sich die Kirche in Widerspruch mit einem Gebot Jesu setzen.

Drittens wollen Sie berücksichtigen, daß sich meine Bedenken gegen die Stellungnahme der „offiziellen, organisierten" Kirche, d. h. der Kirchenbehörde gerichtet haben Ich weiß, daß sich die Kirche nicht mit der Kirchenbehörde deckt; aber in der Diskussion ist es erlaubt, sich der landläufigen Wendung zu bedienen. Die Kirchenbehörde soll sich nach meiner Überzeugung nicht in den außerkirchlichen Tagesstreit mischen. Das bedeutet nicht, daß die Kirche in jedem konkreten Fall zu schweigen hätte. Bei der Kundgebung zur Wohnungsnot und bei der Verfügung unserer Frankfurter Kirchenbehörde, die Sie, als von mir selbst verfaßt, zitieren, hat es sich um durchaus konkrete Fälle gehandelt; beide Male aber doch um Notstände, in deren Beurteilung das christlich-sittliche Empfinden einig war. Ich begrüße auch aufs Lebhafteste die Stockholmer Gründung des Sozialethischen Instituts. Ich begrüße sie, weil das Institut eine christliche Sozial- und Wirtschaftsethik herausarbeiten soll, also wegen der grundsätzlichen Aufgabe des Instituts. Sobald sich aber eine Kirchenbehörde im konkreten Fall für oder gegen den Achtstundentag, für oder gegen einen Streik und dergleichen einsetzen wollte, würde sie ihre Grenze überschreiten. Die Kirche und die Kirchenbehörden haben darüber zu wachen, daß die Berufsarbeit Raum läßt für das Leben des inneren Menschen, aber keine technische Weisung hiefür zu geben. Namentlich dann nicht, wenn die Anschauungen des Kirchenvolkes auseinanderklaffen, wenn sich also die Parteinahme der Kirche für den einen Teil von selbst gegen den andern Teil richtete. Das würde im weiteren Verlauf den Zerfall der Kirche in ethisch, bildungshaft, wirtschaftlich oder politisch bestimmte Sonderkirchen nach sich ziehen. Diese Entwicklung wollen Sie so wenig fördern wie ich; wir beide sind unserm evangelischen Glauben und unserm Volk zu Liebe Willens, an der allumfassenden Volkskirche, so lange Gott es zuläßt, festzuhalten. Am stärksten ist aber die Volkskirche zur Zeit von der breiten Masse, der Arbeiterschaft her bedroht; darum muß die Kirchenbehörde vor anderm Alles vermeiden, was der Arbeiterschaft auch nur den geringsten Schein des Rechtes gäbe, ihre kulturelle Abschließung vom Bürgertum auf das religiöse Gebiet zu übertragen und, sei es durch Kirchenlosigkeit, sei es durch Bildung proletarischer Sonderkirchen, zu vollenden.

Daß ich die Kirchenbehörde nicht zur Passivität verurteilen möchte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber das Gebiet, auf dem sie aktiv sein soll, ist das Gebiet unsres Glaubens. In allen Grenzfragen, zumal in umstrittenen Fragen, gebührt ihr Zurückhaltung.

Anders liegt der Fall bei dem Kirchenvolk und den Pfarrern. Beide mögen ihre religiöse Grundanschauung unerschrocken auf alle Lebensgebiete anwenden. Die Kirche darf die Welt nicht ihrem Schicksal überlassen; sie ist zur Durchdringung der Welt mit dem Geist des Evangeliums verpflichtet, und dazu muß sie aktiv sein. Ich kann es deshalb z. B. durchaus verstehen, wenn ein Pfarrer gegen die Verwirrung der Gewissen in der Fürstenfrage Front macht. Es ist doch eine beispiellose Ungeheuerlichkeit, wenn die Straße von dem „Raubzug der Fürsten" spricht, während es sich in Wirklichkeit um einen Raubzug gegen die Fürsten handelt! Ich räume der Predigt auch das Recht, vielleicht die Pflicht ein, das Kirchenvolk in den nationalen und internationalen Menschenheitsfragen, in der Sozial- und Wirtschaftspolitik zu einem christlich-sittlichen Urteil zu erziehen.

Und doch habe ich auch hier je länger, desto schwerere Bedenken. In diesen Fragen gibt es kein einheitliches christliches Urteil; der Ort aber, es herauszuarbeiten, ist der Schreibtisch und der Kongreßsaal, nicht die Kanzel. Auch ist das Kirchenvolk, wenigstens in den Großstadtgemeinden, zu verschieden zusammengesetzt und in allen politischen Fragen zu empfindlich, um solche Predigten widerspruchslos zu ertragen. Ich möchte aber unser Gotteshaus als den Raum erhalten, in den der politische, wirtschaftliche und soziale Kampf keine Wellen wirft, als die Stätte des Gottesfriedens, wo sich alle Schichten unseres Volkes heimisch und gleichberechtigt fühlen. Das kann ich nur erreichen, wenn ich alle sittlich-religiösen Nebenfragen bei Seite schiebe, wenn ich vieles von dem, das ich als Mensch und Christenmensch brennend gern sagen möchte, doch als Pfarrer um der Brüder willen nicht sage. Überdies ist das Gebiet der zentralen Glaubensfragen so reich und die Gemeinde der Führung hier so bedürftig, daß die sonntägliche Predigt zu ihrer Behandlung kaum ausreicht. Enthalten wir nicht unsern Gemeinden das Beste vor, wenn wir nicht Sonntag für Sonntag nur das „aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben" predigen und immer wieder neu entfalten? Predigen wir doch Religion und nichts als Religion! Je williger und schärfer sich die Predigt auf das Eine beschränkt, das not tut, um so besser erreicht sie ihr Ziel.

Aber ich gebe zu, daß man darin auch anders denken kann; ich habe früher selbst anders gedacht und gehandelt. Wer sich im Gewissen gebunden fühlt, auf der Kanzel Kultur-, Wirtschafts- und Sozialpolitik zu treiben, mag es tun, vorausgesetzt, daß er es sub specie aeternitatis tut. Aber ich fürchte, im günstigsten Fall wird er nur einem Teil seiner Gemeinde dienen, andere Teile aber leer lassen oder ärgern.

Die offizielle, organisierte Kirche, vom Kirchenvorstand bis zur Generalsynode und den Kirchenbehörden, mag fragen, beraten, beschließen, was sie will, in ihren Kundgebungen muß sie sich auf ihr eigentliches Lebensgebiet beschränken und darf nur zum Ausdruck bringen, was dem Evangelium entspricht und in der gläubigen Gemeinde lebt. Nur dann wird sie ihrem religiösen Auftrag gerecht und bleibt sie die zusammenfassende Kraft der Landeskirche, die sie sein soll.

Freundschaftlich verbunden Ihr

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Nachwort des Herausgebers. Wenn ich meine Meinung dazu sagen soll, so möchte ich grundsätzlich mit Meyer, praktisch mit Kübel gehn. Grundsätzlich: es gibt nichts in der Welt, nichts auch im Staatsleben, wozu „die Kirche" sich nicht äußern könnte und, gegebenfalls, sollte. Praktisch: „die Kirche" hat alle Ursache, vorsichtig und zurückhaltend zu sein, zumal unsere Kirche in dem Kindesalter ihrer Freiheit. Deshalb fragen wir ja immer in diesen Blättern: Ist das eine Gelegenheit, ist da eine Kompetenz? So verstehe ich z. B. den Artikel von Wünsch, daß er das wirtschaftliche Leben abtastet in dem Interesse: Wo liegen nun die Aufgaben der Kirche? wo ist ihr Eingreifen Pflicht? Vgl. Nr. 4 Sp. 196 ff. R

Caveant consules!

Einer der dunkelsten Tage in der Geschichte der altehrwürdigen Reinoldikirche in Dortmund war der Sonnabend des 19. Juni. Tausende füllten an diesem Abend das gewaltige Gotteshaus, drängten sich in den Gängen, füllten den hohen Chor bis auf die Stufen des Altars. Das Fest des Evangelischen Bundes sollte eingeleitet werden, dieses Vorkämpfers trotziger evangelischer Glaubenskraft, dieser Kampftruppe gegen die anmaßlichen Ansprüche Roms auf geistige und religiöse Alleinherrschaft. Gewaltig erbrauste die Orgel unter Meisterhand, herrlich erklangen die Harmonien Bachs und Händels von dem trefflich geschulten Chor. Es bebten die Gewölbe unter dem himmelanstürmenden Choral, Luthers trotzige Kraft erfüllte die Herzen der Tausende unter den Klängen seines unsterblichen Glaubensliedes. Welch ein Bekenntnis evangelischer Frömmigkeit hätte das werden können! Welch zündender Funke hätte die Flamme hoch auflodern lassen können auch in den Herzen der sonst Lauen und Matten! Welch einen Schritt vorwärts auf dem Wege selbstbewußter Glaubenskraft und demütig dankbaren Stolzes für das lautere Evangelium, das uns geschenkt ward, hätte unsre Kirche hier tun können durch solchen Bekenneraktl

Und was ist daraus geworden!! — —

Das Schlußlied nach der Predigt Döhrings war verhallt; der Gottesdienst neigte sich seinem Ende zu. Da erklingt es von seiner Kanzel her: „Wir hören, was Luther sagt: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsres Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen, noch mit falscher Ware oder Handel an uns bringen, sondern ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten. — Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht mit List nach seinem Erbe oder Hause stehen, noch mit einem Schein des Rechtes an uns bringen, sondern ihm dasselbige zu behalten förderlich und dienstlich sein. — Darauf laßt uns gemeinsam ein **Vaterunser** beten"! — — Und wirklich sprach der Prediger die Worte dieses heiligsten aller Gebete langsam vor; gedankenlos sprach die Menge sie ihm nach. Wußte sie nicht, was sie tat? Nein, sie wußte es wirklich nicht! Bei der sechsten Bitte war des Vorbeters Stimme nicht mehr zu hören, und scheinbar spontan, nicht nachgebetet klang es, als die Menge automatisch weiter sprach: Und führe uns nicht in Versuchung. Dann hörte man des Predigers Stimme wieder und er leitete das Gebet zu Ende. Mit dem Segen schloß die Feier.

Was war geschehen? — Ich sah Männer, völlig fassungslos und wie betäubt; und andere, denen Zornesblitze aus den Augen sprühten, zusammengepreßt die Lippen, gekrampft die Hand. Ich sah beim Ausgang Frauen, gerötet das Gesicht, von Tränen überströmt, die ihrer innersten Empörung einfach nicht mehr Herr zu werden vermochten. Man hatte ihnen das Heiligste beschmutzt. Das Kostbarste, was ein evangelischer Christ besitzt, des Herrn Gebet, das hatte man entwürdigt und herabgezerrt zum schnöden Kampfesmittel, um Menschengewissen zu vergewaltigen. Schmach über diese Stunde! — Es war auf einem der großen religiösen Weltkongresse vor vielen Jahren, da beteten zum Schlusse alle die, die zusammengekommen waren von aller Welt Enden, Inder und Chinesen, Deutsche, Engländer und Franzosen und welcher Nation sie sonst entstammen mochten, gemeinsam jeder in seiner Sprache laut des Herrn Gebet. Dort war das Vaterunser zum heiligen Symbol und festen Band geworden, das Gläubige aller Zungen einte und umspannte. Hier aber hat man schmachvoll es mißbraucht, hier hat man durch dies heiligste Gebet die Herzen aufgewühlt in leidenschaftlicher Verbitterung, hat durch das Vaterunser Volksgenossen von Volksgenossen getrennt. Geschändet ward es und mit Füßen getreten. Diese unheilvolle Stunde, die wird Wellen schlagen, die so bald nicht wieder sich besänftigen.

Wie konnte so etwas geschehen? — Es hatten die führenden Männer des Bundes wenige Stunden zuvor darauf sich geeint: da die Kirche solche Töne angeschlagen habe, wolle der Bund sie aufnehmen und verstärken. — Die Kirche?! Ist der Kirchenausschuß mit seinem Erlaß, sind die Kirchenbehörden mit ihrem Aufruf in Gewissensfragen denn die Kirche? Das ist von Alters her die Tragik, unter der wir seufzen, daß der grüne Tisch so ferne steht dem pulsierenden wirklichen Leben. Wie schmerzlich haben noch wenige Tage zuvor kirchlich interessierte Arbeiterkreise mir das offen ausgesprochen! Sie haben tief beklagt, daß unsere Kirchenleitung durch ihre Stellungnahme auf lange Zeit hinaus die Türen wieder zugeschlagen hat vor denen, die langsam nach jahrelangem Mißtrauen sich ihr wieder zu nähern versuchten. Darf überhaupt in solchen Fragen des Gewissens eine Mehrheit ihren Beschluß als normativ und bindend ausgeben? Man sagt nicht ohne Ironie, die Intelligenz sei meistens in der Minderheit. Wie dem auch sei; wo ist die Garantie gegeben, daß ein Beschluß der Mehrheit die höhere Weisheit sei? Es handelt sich für uns hier absolut nicht um die Frage, ob Ja oder Nein die richtigere Abstimmung war am 20. Juni. Sondern darum handelt es sich, daß die Gewissen hier geknechtet wurden. Man hört es von unsern Kanzeln mit Emphase oft verkünden und hört es gerne, daß einst die Reformation eine Tat war des deutschen Gewissens. Und müssen uns doch beschämen lassen von einem katholischen Bischof, der mit Mannesmut es laut verkündete, daß hier keine Kirche das Recht habe, eine Marschroute zu bestimmen, sondern daß es sich für jeden Einzelnen um eine Entscheidung seines allereigensten Gewissens handelt. Das sagt der katholische Kirchenfürst! Und unsre Kirche, die Kirche evangelischer Gewissensfreiheit, knechtet die Gewissen! Das ist nichts Anderes, als Abfall von dem Lebenswerke unsres Luther, das ist Abfall von der Reformation. Und dazu reicht die Hand der Evangelische Bund, der sonst mit Recht sich aufwirft zum Schützer der Reformation gegen Rom! Gibts eine größere Selbstironisierung in der Weltgeschichte, als diese hier?!

Man sagt vielleicht, es gelte, die Gewissen recht zu leiten. Und sicher ist das eine der heiligsten Aufgaben unsrer Kirche. Aber abgesehen davon, daß dieser frevelhafte Mißbrauch unsres heiligsten Gebets nicht fromme Leitung war, sondern Gewissen mordender Zwang, handelt es sich letztlich hier überhaupt nicht mehr um Fragen, wo eine Kirche in ihrer Organisation oder ein freier Bund noch leiten könnte. Es sind wahrlich nicht die schlechtesten Männer in unsrer Kirche, minderwertig weder an Frömmigkeit noch an Geist, die aus tiefinnerster evangelischer Überzeugung heraus anders urteilen als Kirchentag und Evangelischer Bund. Denn die Frage ist nicht eindeutig entschieden, auf welcher Seite das sittliche Recht und das reinere religiöse Urteil liegt; sie ist durch Mehrheitsbeschlüsse und Volksvergewaltigungen überhaupt nicht zu entscheiden. Wie konnte man es wagen, mit seinen Katechismuserklärungen Luther zu beschwören in dieser Stunde, ihn, den man höhnt mit solchem Terror gegen des evangelischen Volkes Gewissen! Nicht eine religiöse Tat der Seelenleitung war dieser unheilvolle Vorgang am Vorabend des Bundesfestes; er war vielmehr nichts Anderes, als ein politischer Akt!

Und hier liegt das Verhängnis und die Tragik, der man blinden Auges entgegentreibt, daß der Evangelische Bund das Grab sich selber gräbt, sich und der evangelischen Kirche! Es sind noch gar nicht so viele Monate her, daß dieser selbe Bund zum ersten Male diese abschüssige Bahn beschritten hat. Schon damals zitterte bange Sorge und lauter Groll durch viele evangelische Herzen bis hin in die deutschen Gemeinden draußen im fremden Land. Noch kürzlich hörte ich solche Stimmen. Und jetzt folgt aus politischen Motiven diese neue ultrakatholische Tat eines Evangelischen Bundes! Caveant consules!

Man klagt mit vollem Recht um die großen Scharen, die unsrer Kirche den Rücken gekehrt; man sorgt sich angstvoll um die Ungezählten, die in steigender Zahl ihre religiöse Befriedigung in unsrer Kirche nicht mehr finden. Und stößt doch mit frevelhaftem Leichtsinn — oder ist es unsagbare Kurzsichtigkeit? — gerade die Getreuesten von sich zurück, indem man vor ihren Augen das kostbarste Gut der Reformation zertrümmert, die Freiheit des Gewissens.

Weite Kreise wird dieser unheilvolle Tag von Dortmund ziehen, weit über die Grenzen unsrer Stadt und unsres Landes hinaus. Unendlichen Schaden wird er unsrer Kirche bringen, unsagbar wird er die Glaubensfreudigkeit in unsern eignen Reihen lähmen. Schmerzliche Trauer oder zornige Verachtung wird die Quittung sein von einer Seite; stilles Frohlocken und lauerndes Zuwarten ist die Antwort drüben im andern Lager. Wir ringen heute so schwer um unsre Geltung im Leben unsres Volkes, um innere Erstarkung unsres Glaubens und um Läuterung unsrer eigenen evangelischen Frömmigkeit. Noch eine solche verlorene Schlacht, und vielleicht ist alles verloren. Der Bund, der unser Lebenswecker werden sollte, wird unsrer Kirche Totengräber. Gott wolle es verhüten!

Dortmund Hermann Goetz

Volksentscheid und Kirche

1

Der 20. Juni ist vorüber. Der Volksentscheid ist so ausgefallen, daß wir uns in aller Ruhe auf unsre Pflicht besinnen können.

Schauen wir den Tatsachen ins Gesicht. 36,4 vom Hundert der Stimmberechtigten haben für den kommunistisch-sozialdemokratischen Gesetzesvorschlag entschädigungsloser Enteignung der Fürsten gestimmt. Läßt man die Wähler

bei Seite, die niemals an die Urne zu kriegen sind (rund 10 Millionen), dann ist das die Hälfte der politisch Lebendigen unsers Volks.

Diese 14½ Millionen haben ein unzweideutiges, entschlossenes Bekenntnis zur Republik abgelegt. Sie haben geradezu eine Probe bestanden. Innerem und äußerem Druck widerstanden. Innerem, sofern vielen von ihnen (außer den Kommunisten) die „entschädigungslose Enteignung" des Entwurfs keineswegs erwünscht war. Gewiß ist in keiner Partei das Peinliche der Situation mehr empfunden worden als in der meinen: hier hat es ja zu öffentlichen Widersprüchen und Austritten geführt. Wie oft hat man das Unmögliche der Entscheidung etwa so formulieren hören: „Unrecht in jedem Fall — Unrecht den Fürsten durch Ja, Unrecht dem Volke durch Nein, Unrecht der Verfassung und dem durch sie verbürgten Wahlgeheimnis durch Fernbleiben von der Wahl." Dies Letzte hätte nicht zu sein brauchen. Dieser äußere Druck war willkürlich herbeigeführt und nicht honorig (um mich milde auszudrücken). Für viele Orte und Menschen der reine unverhüllte Terror. In unserm Marburger „Amtlichen Verkündigungsblatt" las man am 17. im redaktionellen Teil:

Achtung!

Seht Euch die an, die am Sonntag den 20. Juni in den Abstimmungsraum gehen! Merkt sie Euch!

Arbeitet bis zum Sonntag den 20. Juni in Eurem ganzen Einflußkreis in solchem Sinn!

Der Text stammt von einem ehemaligen Offizier. So ist es durch ganz Deutschland gegangen. Die Wirkung könnte man, wenn es lohnte, geographisch-statistisch nachweisen. Es ist klar, wie eine solche Bedrohung insbesondre auf die Geschäftsleute wirken mußte. — Es gab gewiß auch hier und da Terror von links. Aber ihm war man ja bereits durch den klugen Rat begegnet: „Gebt ungültige Zettel ab." Höchstens 559 406 Deutsche sind diesem Rat gefolgt. Dieser Terror scheidet also für das positive Ergebnis aus.

Der Terror von rechts aber hat die interessante Folge erzielt, daß wir eine öffentliche Abstimmung gehabt haben. Eine solche war ganz rechtmäßig auch das Volksbegehren, nun rechtswidrig also auch der Volksentscheid. Damals 12½, diesmal 14½ Millionen Deutscher haben sich öffentlich — zur Republik bekannt, unter ungünstigen Umständen, und wider die Fürsten. Das ist das offenkundige Ergebnis des Volksentscheids.

2

Wie nun die Auseinandersetzung mit den Fürsten weitergeführt werden wird, interessiert uns hier nicht. Reichstag und Reichsregierung werden ja am 20. Juni auch etwas gelernt haben. Sie hätten es so weit nicht kommen lassen dürfen.

Lernen muß aber auch die Kirche. Sie war durch ihre Berufensten nicht gut vertreten. Insbesondre das kurze Votum des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses kann man nicht genug beklagen. Es liegt viel daran für die Zukunft unsrer Kirche, daß diese Höchstverantwortlichen die Situation begreifen.

Einmal steckt noch sehr viel Ressentiment gegen den neuen Staat, gegen die Republik in diesen Kreisen. Bewußt und unbewußt. All das Zurückschauen und Zurücksehnen nach dem alten Regime muß um der Kirche willen aufhören. Man kann es ja persönlich von den Einzelnen durchaus verstehen. Aber wenn man führen und regieren will, muß das um der Kirche willen schweigen. In den hohen und niedern Kirchenämtern, auf Kanzeln und in Synoden. Will man die Volkskirche, oder will man sie nicht? Noch gehört die unverhältnismäßige Mehrheit der 14½ Millionen mit ihren Kindern zur Kirche. Will man sie behalten oder verlieren? Es ist heute viel von der Evangelisations-Aufgabe der Kirche die Rede. Man stellt der Idee einer christlichen Volksgemeinschaft die eines missionierenden Kerns, einer christlichen Elitegemeinde entgegen. Das hat Sinn; aber so geht es nicht, daß man im deutschen Volke eine Bourgeoiskirche konstituiert, diese mit der ecclesiola in ecclesia identifiziert und nun von ihr aus missionierend auf die andere abgestoßene Volkshälfte losgeht. Und so grob meint man es ja nicht. Aber darauf läuft es hinaus. Was nützt Bielefeld und Stockholm, wenn Eisenach solche elementare Fehler macht!

Hätte man nur das „Evangelium" in Ruhe gelassen! Darüber sind und bleiben wir noch ein ruhiges Wort der Auseinandersetzung schuldig, von Mein und Dein, Recht und Unrecht, privatem und öffentlichem Eigentum im Lichte des „Evangeliums". Alle theologischen Fakultäten sollten sich da wie ein Mann als Schutzwehr vor unser Heiligstes stellen!

Aber vielleicht ist das nicht nötig. Vielleicht genügen die Stimmen, die schon laut geworden sind. In unsrer evangelischen Kirche ist jeder schlichte Pfarrer, ja jeder schlichte Christ, wenn er zu ernstem Gewissenszeugnis den Mund auftut, auch die Kirche! Und an solchem Zeugnis hat es nicht gefehlt. Nicht nur hat D. Fuchs in Eisenach, gewiß ein Nächstbetroffener, mit einem Offenen Brief dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß geantwortet (Eisenacher Volkszeitung 133). Pfarrer Eckert in Mersburg hat eine eingehende Erwiderung veröffentlicht, die mir in der Frankfurter „Volksstimme" (Nr. 133) begegnet ist. Kurz und gut haben vier rheinische Pfarrer, Fritze, Krüger-Velthusen, Hartmann, Rabsch, das Wesentliche zur Stunde gesagt. Es mag wörtlich hier folgen:

Wir müssen es ablehnen, daß von behördlicher und anderer kirchlicher Seite im Namen des christlichen Gewissens der Volksentscheid bekämpft und der Anschein erweckt wird, als fordere christliche Sittlichkeit seine unbedingte Ablehnung.

Die in den verschiedenen Kundgebungen vorliegende allzu einfache Betrachtung entspricht nicht der Schwierigkeit der wirklichen Lage; eine von Christus her bestimmte Haltung erfordert die Beachtung der oft fragwürdigen Herkunft der fürstlichen Vermögen wie auch die Erkenntnis, daß vom biblisch-evangelischen Gesichtspunkt aus von einer „Heiligkeit des Privateigentums" nicht geredet werden darf.

Eine wirklich gerechte Lösung des ganzen Problems gibt es nicht. Daß eine bessere Lösung als die im Volksentscheid vorgeschlagene zustande kommt, ist nach den bisherigen parlamentarischen Verhandlungen unwahrscheinlich. Damit liegt die Gefahr nahe, daß es beim jetzigen Zustand, der zwar nicht formal, aber tatsächlich rechtlos ist, bleibt und damit jeder Schutz gegen die ungerechten und unsozialen Forderungen der Fürsten fehlt.

Wir nehmen als Christen und Staatsbürger daher das Recht in Anspruch, auf Grund gewissenhafter Überzeugung beim Volksentscheid mit Ja zu stimmen.

94 hessische Pfarrer haben gegen die Kundgebung des DEKA öffentlich Einspruch erhoben und dem Prälaten D. Diehl in Darmstadt dafür gedankt, daß er bei diesem Beschluß mit der Minderheit gestimmt hat. Ein sehr wertvolles Rundschreiben hat Pfarrer Lic. Schafft in Cassel an seine Amtsbrüder in Kurhessen ergehen lassen und ist dabei von dem Kreispfarrer Lic. Bachmann in Cassel unterstützt worden. Habe ich nötig, an den Dienst zu erinnern, den D. Kübel in Frankfurt unsrer Kirche erwiesen hat, indem er gerade von seinem politischen Standpunkte aus die reine kirchliche Linie sah und zeigte? Gewiß wurden noch mehr solche Stimmen laut, die uns nicht erreichten.

Als Beispiel, wie ein evangelischer Laie sich seine Freiheit und sein Gewissen wahrte, seien zwei Briefe erwähnt, die in der „Göttinger Zeitung" vom 16. und 18. Juni Dr. W. H. Lange mit Pfarrer Dr. Pfannkuche, unserm ehemaligen Freunde, gewechselt hat, der im „Göttinger Tageblatt" vom 10. und 17. Juni über das Thema schrieb: „Du sollst nicht begehren *)."

*) Wenn „die Kirche" in diesem Fall reden sollte, dann scheint uns die Weise, in der sich Landesbischof und Landeskirchenamt

Als Zeugnis von der andern Seite sei das Flugblatt des Pfarrers Gauger hervorgehoben. Es ist ein Sonderdruck aus „Licht und Leben" Nr. 24 f. Es enthält den Text des kommunistischen Gesetzes, der preußischen Kirchensenats-Erklärung und anderes Material, und ist besonders interessant durch den Schrecken darüber, daß sogar „in landeskirchlichen Gemeinschaften, in Blaukreuzvereinen, in freikirchlichen Kreisen" — und das sind doch die eigentlichen Christen in Deutschland — sich Leute gefunden haben, die „schlechtweg verlangen, daß den Fürsten alles geraubt werde *)."

Nun, über Christentum und Eigentum haben wir ja uns ein Wort noch vorbehalten. Nur über „Raub" und „Diebstahl", um das gleich zu erledigen, heute noch dies. Die Zettel „Du sollst nicht stehlen" sind auch uns ins Haus geschickt worden. Oben vernahmen wir die Klage über das Schlagwort „Raubzug". Es ist da ein Unterschied. Das Rauben war einst ritterliches Handwerk und sehr ehrenvoll. Es gab Zeiten, wo Mord mit Geldbuße gesühnt und (kleine) Diebe gehängt wurden. Um all das handelt es sich nicht. Aber uns fällt da ein Wort von Hermann Oeser ein, das in der Christlichen Welt gestanden (1891, 14, 308): „Ein Gentleman stiehlt nicht, folglich hat er nie eine Sünde begangen."

Marburg Martin Rade

Erklärung D. Heilers

(Von „Licht und Leben" bisher nicht aufgenommen)

Die Bemerkungen über meine Person in „Licht und Leben" (1926 Nr. 22 S. 349), die anscheinend auf das „Protestantenblatt" zurückgehen, sind großenteils unrichtig.

1. Ich bin niemals römischer Priester gewesen, habe überhaupt keine kirchliche Weihe empfangen.

2. Es ist unrichtig, daß ich mich „nicht zur evangelischen Kirche rechne"; ich habe zwar keinen Austritt aus der römischen Kirche erklärt, wie ich schon vor sechs Jahren öffentlich bezeugt habe. Aber dadurch, daß ich am 7. August 1919 in Vadstena (Schweden) das Abendmahl nach lutherischem Ritus empfangen habe, bin ich nach römischem Kirchenrecht der excummunicatio speciali modo Summo Pontifici reservata verfallen, d. h. dem „Ausschluß aus der Gemeinschaft der Gläubigen", der von keinem römischen Priester oder Bischof, sondern nur vom Papst selber rückgängig gemacht werden kann (siehe Kirchliches Handlexikon, herausgegeben von Buchberger, Communicatio in Sacris 1, 974). Davon abgesehen bin ich derselben Exkommunikation durch meine evangelische Trauung wie durch zahlreiche Fälle „förmlicher Häresie", d. h. der Leugnung römischer Glaubenslehren in meinen Schriften verfallen — und letzteres Delikt ist nach römischem Kirchenrecht schlimmer als die communicatio in sacris, die nur als favor haeresis, d h. Begünstigung der Häresie, mit dem Ausschluß bestraft wird. Angesichts dieses kirchenrechtlichen Tatbestandes wäre eine förmliche Austrittserklärung (wenn sie mir innerlich möglich wäre) etwas höchst Überflüssiges, um nicht zu sagen Lächerliches. Andererseits bin ich nach evangelischem Kirchenrecht durch den besagten Abendmahlsempfang Glied der evangelischen Kirche geworden. Wie Schian hervorhebt (Abendmahl, rechtlich, in „Religion in Geschichte und Gegenwart" 1, 90) bedeutete „der Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalten" nicht nur in der Reformationszeit den „Anschluß an die neue Lehre", sondern ist jetzt noch für den Übertritt von der römisch-katholischen Kirche zur evangelischen „kirchlich entscheidend". In Schweden kennt man überhaupt keine andere Form des Übertritts zur evangelischen Kirche als den Abendmahlsempfang. In verschiedenen deutschen Landeskirchen wird die bürgerliche Austritts- und Eintrittserklärung nicht als genügend für die Aufnahme in die evangelische Kirche angesehen, sondern ausdrücklich evangelischer Abendmahlsempfang verlangt. Seit meiner Übersiedlung nach Marburg, also seit sechs Jahren, habe ich Kirchensteuern an die hiesige lutherische Gemeinde gezahlt, und bin dadurch, falls meine kirchenrechtlich unanfechtbare Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche bürgerlich-rechtlich anfechtbar wäre, schon durch „Gewohnheitsrecht" auch vor dem bürgerlichen Gesetz Glied der evangelischen Kirche. Die ganze Frage ist seiner Zeit Gegenstand von Verhandlungen mit der hiesigen Fakultät gewesen. Diese hat in dem durch den Erzbischof von Upsala bestätigten Abendmahlsempfang eine hinreichende Bekundung meiner formellen Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche gesehen. Im übrigen können geistige Blutsbande weder durch eigene noch durch fremde juristische Akte zerschnitten werden.

3. Es ist irreführend, wenn behauptet wird, ich hätte „in einer Münchener Zeitung den Marienkultus in der evangelischen Kirche propagiert". Mein Artikel: „Die Gottesmutter — eine evangelische Marienbetrachtung" in den „Münchener Neuesten Nachrichten" (23. 12. 25) behandelt Luthers Stellung zur Marienverehrung und besteht zum großen Teil aus — Lutherzitaten!

4. Es ist durchaus unwahr, daß ich die Protestanten „auf dem Umwege über den Inder Sadhu Sundar Singh zum krassen Wunderglauben katholischer Heiligenlegenden zurückführen" wollte. Denn einmal betont der Sadhu selber unablässig, daß es im Grunde nur ein einziges Wunder gebe, das Wunder der Sündenvergebung. Dann aber habe ich in meinem Buche an den Wundererzählungen des Sadhu Kritik geübt und ausgeführt, daß man an ihnen „die Gesetze der Legendenbildung studieren könne", eine Stellungnahme, die mir von „positiver" Seite geradezu verübelt worden ist. Dieses Urteil muß ich heute freilich einschränken, weil eine ganze Reihe von Aussagen des Sadhu, die ich angezweifelt hatte, sich als wahr erwiesen haben; vor allem aber deshalb, weil eine wunderbare Krankenheilung des Sadhu durch einen Augenzeugen, einen angesehenen cenlonesischen Kaufmann, einwandfrei bestätigt worden ist. (Ein Knabe in Colombo, Ceylon, dessen Heilung nach ärztlicher Aussage, falls überhaupt möglich, Monate beansprucht hätte, wurde durch Gebet und Handauflegung des Sadhu geheilt, so daß er nach zwei Tagen völlig gesund das Spital verlassen konnte. Siehe das Nähere in meinem im Herbst erscheinenden Werk: „Neue Dokumente zum Sadhustreit".)

Im übrigen möge die Feststellung dieser Tatsachen als Warnung davor dienen, daß man, in dem mir durchaus verständlichen Unwillen über bestimmte katholische Elemente meiner Theologie, sich zur Legendenbildung verführen lasse; zur Bekämpfung dieser Elemente gibt es auch andere Mittel genug. Vor allem möge man endlich die noch immer in den Köpfen spukende Legende begraben, daß ich ein „verkappter Jesuit" sei, der unter der Maske des evangelischen Theologen die Protestanten zur Unterwerfung unter den Papst bringen wolle. Angesichts meines Streites mit den Jesuiten sollte man sich doch das Wort ins Gedächtnis rufen: „Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, kann es nicht bestehen."

Marburg Friedrich Heiler

Das Hebräische im theologischen Studium

Schon vor einigen Jahren wollte hier in der Christlichen Welt Professor Mulert von Kiel die Frage des Hebräischen für die theologische Jugend so lösen, daß er vorschlug, es solle Wahlfach werden. Nur wer ausdrücklich dazu bereit sei, solle beim ersten Examen in Hebräisch geprüft werden; man solle es aber auch ablehnen können, dann finde die Prüfung in einem anderen vom Studenten zu wählenden Fache statt. Ich wollte damals bereits etliches einwenden; aber die Christliche Welt gab mir meine Zuschrift kurzerhand zurück: sie gedenke zur Zeit der Frage nicht weiter nachzugehen. Nun aber hat sich auch Professor Bultmann (Sp. 426 des laufenden Jahrgangs) dafür ausgesprochen, daß der Zwang zur Erlernung des Hebräischen aufgehoben werde; darf ich nun noch einmal ums Wort bitten?

Mit meinen Bedenken darf ich vielleicht gerade darum Gehör erwarten, weil sie nicht von einem akademischen Lehrstuhl herstammen, sondern aus einer bescheidenen Kleinstadtpfarre. Gewiß leuchten mir Mulerts und Bultmanns Gründe ein: die Belastung der jungen Theologen ist auch ohnedies groß; viel kostbare Zeit wird aufs Hebräische verwendet, und zum Schluß ist der Ertrag gerade auf diesem Gebiete bei vielen Studenten recht bescheiden. Das weiß ich sehr genau, da ich wiederholt mit jungen Fachgenossen zusammen — Studenten in den Ferien, Kandidaten im kirchlichen Hilfsdienst — hebräische Studien getrieben habe.

Trotzdem würde ich es verhängnisvoll finden, wenn es künftig Theologen ohne jede Kenntnis des Hebräischen geben sollte. Zunächst: auch nach Bultmann bleiben alttestamentliche Studien für jeden Theologen notwendig; es kann ja gar nicht anders sein. Aber wie soll das zugehen? Sollen künftig für die Nichthebraisten exegetische Vorlesungen stattfinden auf Grund der Kautzschbibel? Sollen die alttestamentlichen Lehrbücher, die von hebräischen Zitaten zu wimmeln pflegen, in einer Sonderausgabe für solche Studenten erscheinen, die nicht Hebräisch können?

Sodann: wie will, wer keine semitische Sprache kennt, das Neue Testament richtig verstehen? In den Evangelien klingt doch allenthalben die aramäische Vorlage deutlich durch. Man denke an eine so kleine und doch so wichtige Frage, wie das „ist" in den Abendmahlsworten.

---

von Hannover haben vernehmen lassen (Hann. Sonntbl. 25), auf dem rechten Wege. Und so respektieren wir auch durchaus das persönliche Geleitwort, das D. Marahrens hinzugefügt hat (ebenda). Es liegt uns ja überhaupt nicht daran, an allen möglichen Personen und Instanzen Zensur zu üben; im Gegenteil, ihre Freiheit möchten wir wahren; und nur je höher die Autorität und je anspruchsvoller ihre Äußerung, desto empfindlicher werden wir. Es handelt sich uns in diesem Fall um das „Evangelium" und weiter nichts. Das soll uns unverfälscht bleiben.

*) Will man etwas ganz Extremes von kirchlicher Seite lesen, dann lasse man sich „das Pastorenblatt" Reichsbote Nr. 146 kommen und genieße den Artikel Ultima ratio.

Drittens: nicht bloß das Prestige der evangelisch-theologischen Bildung neben der katholischen läßt für unsere Pfarrer Kenntnis des Hebräischen wünschenswert erscheinen. Gerade in meiner Konfirmandenzeit machte mir eine Bemerkung aus Beckers Weltgeschichte viel zu schaffen: „1. Mose 1, 1 steht im Grundtext: Im Anfang schufen die Götter Himmel und Erde." Wie belügt man uns, die wir nicht nachprüfen können! war mein schmerzlicher Gedanke. Ich könnte mir gut vorstellen, daß heutzutage von Freidenkern die gleiche Behauptung wieder aufgestellt würde: soll dem ein Pfarrer mit wissenschaftlicher Bildung völlig hilflos preisgegeben sein? Oder soll er ein Gemeindeglied, das ihn um Jahwe—Jehova befragt, nur aus zweiter Hand belehren können? Eine Altlutheranerin behauptete mir gegenüber, Hiob 19, 25 sei in der durchgesehenen Bibel „gefälscht"; nur Kenntnis des Grundtextes kann diesen Vorwurf entkräften, der in der Kirche, wo die durchgesehene Bibel eingeführt ist, doch recht schwer wiegt. Die Verwerflichkeit der Feuerbestattung wollte ein Gemeinschaftsmann mit 1. Mose 3, 19 beweisen: das Zu-Erde-werden schließe eine gewaltsame Zerstörung des Leichnams aus; ich konnte ihm sagen, daß von „Werden" nichts im Urtext steht, sondern von „Zurückkehren". Auch für die verwegenen Behauptungen der Adventisten zu 3. Mose 23 ist Kenntnis des Hebräischen recht erwünscht.

So möchte ich einen Mittelweg vorschlagen, und ich bitte die maßgebenden Männer, ihn einmal zu überlegen. Meines Erachtens soll man für den Eintritt ins theologische Studium den Nachweis des Hebräischen nach wie vor fordern. Man kann ja die grammatischen Einzelheiten, die dabei verlangt werden, auf ein Mindestmaß beschränken. (Für die Abiturienten der Realanstalten müssen zweisemestrige Kurse zur Erlernung des Hebräischen eingerichtet werden; die zumeist üblichen einsemestrigen halte ich für ungeeignet: sie überhäufen den Studenten mit Gedächtnisstoff, von dem schließlich, weil sehr rasch durchgenommen, kaum etwas bleibt.) So erhält der Student die Möglichkeit, einer alttestamentlichen Vorlesung zu folgen, ein alttestamentlich-wissenschaftliches Buch zu lesen. Dagegen möchte ich das Hebräische für die erste (und selbstverständlich dann auch für die zweite) theologische Prüfung zum Wahlfach erklärt haben. Damit werden für alle die, denen hebräische Studien nicht sonderlich liegen, die Studienjahre und namentlich auch die Monate der Examensvorbereitung von einer großen und zumeist zwecklosen Quälerei befreit, und für andre, dem Studenten besser liegende Wissensgebiete wird viel kostbare Zeit zur Verfügung gestellt.

Freiberg Paul Schwen

Pfingsttagung in Augustusburg

Wieder waren wir, eine stattliche Zahl, am Donnerstag und Freitag der Pfingstwoche auf der Augustusburg zur Tagung des Gegenwartchristentums vereint. Thüringen hatte uns zur Tagung in D. Weinel, Pfarrer César und Andern vertraute Gäste und liebe Freunde gesandt. Der äußere Rahmen der Zusammenkunft hatte gegenüber dem Vorjahre wenig Veränderung erfahren: Gottesdienst (diesmal von Pfarrer Leonhardi aus Dresden gehalten), Abendmahlfeier (von D. Mensing übernommen), Mysteriumspiel (von der Dresdner Ortsgruppe geboten), wozu in diesem Jahre noch eine Jugendtagung trat. Im Mittelpunkte ein Vortrag, der uns in innerste Fragen des Denkens und Lebens führte. Professor D. Tillich aus Dresden sprach von der Überwindung des Persönlichkeitsideales.

Er definierte zunächst den Begriff, um den es geht. Persönlichkeit ist dasjenige Sein, das seiner selbst mächtig geworden ist. Oder auch: Persönlichkeit ist dasjenige Sein, das frei ist. Freiheit ist nicht Verwandlungsfähigkeit, sondern Erhebung zum universalen Sein, zur Welthaftigkeit. In der Persönlichkeit verbindet sich also Offenheit und Geschlossenheit der Welt gegenüber. Möglich ist das nur, wenn unser Sein ein Aufgerufensein, eine unbedingte Forderung erfährt. Es kann sich nun nimmermehr darum handeln, daß die Persönlichkeitsidee überwunden wird. Dagegen besteht die Gefahr, daß sich die Mächtigkeit des Geistes zu einer Unoffenheit gegenüber dem Sein und seiner Fülle steigert. Daraus ergeben sich drei Probleme.

Erstens wird dann unsere Beziehung zur Gegenstandswelt in Frage gestellt. Die Dinge verlieren so für uns ihre sakrale Qualität, ihre inneren ausstrahlenden Mächtigkeiten. Sie werden entmächtigt, im eigentlichsten Sinn verdinglicht. Sie werden profan. Schon im Alten Testament setzt diese Entwicklung ein. Bei den Griechen werden die Dinge in den intellektuell und ästhetisch geordneten Kosmos eingereiht. Luther kennt das in diesem Maße nicht. Aber Calvin geht ganz in der Richtung des Antisakramentalismus. Noch gesteigert findet sich das bei Wilhelm Herrmann.

Das hat ernste Folgen. Ästhetische Formung der Dinge dient als Ersatz für den Umgang mit den Dingen. So kommt es zum Kitsch. Weiter wird die Persönlichkeit entmächtigt, mechanisiert. Hingebung und Eros sollten unser Verhältnis zu den Dingen regeln. Dann bliebe uns Vergewaltigung durch die Dinge erspart.

Zweitens wird die innere Verbindung der Persönlichkeit mit der Gemeinschaft gefährdet. Wo die geschlossene Persönlichkeit auftritt, zehrt sie die Gemeinschaft auf. Damit zerfällt die Persönlichkeit selbst. Die Gemeinschaft aber sinkt herab zur Masse der Entmächtigten. So wird z. B. Arbeit zur Ware. Im Bildungswesen aber macht sich der Fluch der Abstraktion geltend. Bildung wird Privatbesitz einzelner, verliert aber ihre formende Macht für das Ganze.

Drittens werden durch das Persönlichkeitsideal die Beziehungen zur Seele gestört. Es kommt so zum inneren Zusammenbruch oder zum zerstörenden Hervorbrechen der zurückgedrängten seelischen Kräfte. Der mittelalterliche Katholizismus war in dieser Hinsicht vorsichtiger: er bezog alle seelischen Kräfte in das Sakrale ein. Der Protestantismus ließ alle Gnaden bei Seite und stellte alles auf die zentrale Hinwendung zum Glauben. So wurde das religiöse Seelentum ausgehöhlt: Rationalismus, Idealismus, bürgerlich christianisierte Gesellschaft. Das führt entweder zum Zusammenbruch des religiösen Zentralismus (Nietzsche) oder zu pathologischen Störungen. Darum liegt in der Psychoanalyse mehr Gnade als in der Seelsorge.

Die Aussprache stand unter Führung von Professor D. Weinel. Wertvoll wurde sie dadurch, daß Weinel überzeugend darlegte, wie von Tillich zwar mit Recht der Individualismus und der Intellektualismus, nicht aber das Persönlichkeitsideal (oder die Persönlichkeitsidee) getroffen worden sei. Tillich gab sich mit dieser Einschränkung nicht völlig zufrieden. Auf das Ganze gesehen, triumphierte aber doch bei ernstester Würdigung der scharfsinnigen und umfassenden Kritik, die Tillich unsrer Kultur und unserem Seelenleben angedeihen ließ, der Persönlichkeitsgedanke, wie ihn uns der deutsche Idealismus geschenkt hat.

Chemnitz Martin Eger

Um den christlichen Sonntag

Bereits in zweiter Auflage hat A. Schowalter unter diesem Titel „ein Werk- und Werbebuch" im Verlag des Evangelischen Preßverbands für Deutschland ausgehen lassen (83 S.), das in der Tat geeignet ist, allen Volks- und Kirchenfreunden die Augen zu öffnen für die steigende Not des christlichen Sonntags und Wege zu weisen zu ihrer Behebung. Es ist der besondere Vorzug der Schrift, daß sie sich nicht bloß in allgemeinen Deklamationen ergeht über die Verderblichkeit unserer Zeit und über die Unfähigkeit unserer Regierung und Verwaltung, sie zu heilen, sondern ganz konkrete Bilder, vielfach aus der eigenen Gemeinde, entwirft von der fast hoffnungslosen Lage, in die den christlichen Sonntag nicht etwa die negativen, destruktiven Kreise des Volks, nein, gerade die den Wiederaufbau wollenden, nationalgesinnten Kreise durch das Übermaß von Sport und Spiel gebracht haben, und eine ganz greifbare Anschauung vermittelt von den Mängeln der Gesetzgebung und Verwaltungspraxis: laxe Anwendung noch geltender Bestimmungen, sinnwidrig bürokratische Durchführung der von der Reichsverfassung gebotenen Arbeitsruhe und seelischen Erhebung, der überlieferten Begriffe einer „unmittelbaren" Störung des Hauptgottesdienstes, eines „ernsten" Gehalts von Musik und andren Aufführungen, die den Feiern Wollenden tatsächlich die innere Sammlung, die Vorbedingung der Gottesdienstlichkeit, unmöglich macht.

Wie kommt es doch, daß die Kirche bei diesen behördlichen Verordnungen so gar nicht um ihre Meinung befragt wird? Daß die Stimmen der Kirchtürme heute so ungehört verhallen? Liegt es daran, daß, wie Schowalter einmal klagt, der christliche Staat verloren gegangen ist? Es ist wohl ein Zirkel, in dem man sich da oft bewegt, wenn geklagt wird, daß die Seele unsres Volkes mit dem Sonntag verloren gegangen sei, weil der Sonntag seine Seele verloren habe, dies tiefe Sehnen nach Ruhen in Gott.

In der Tat hängt beides innigst zusammen. Alle gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen werden uns den eigentlichen Sonntag nicht wiedergeben, wenn die Seele des Volks nicht danach verlangt, nicht ihre Heimat findet im Gottesdienst; und wiederum kann sie diese Ruhe und Heimat nicht wiederfinden, solange der äußere Rahmen zerbrochen ist, in dem das innere Leben zusammengefaßt werden kann. Man wird also wohl Beides gleichzeitig in Angriff nehmen müssen: die Wiederherstellung des gesunden Sonntagsschutzes und die Wiedergewinnung des Volkes in seinen besten, beweglichen und aufstrebenden Schichten für das Herz des Sonntags, für Gottes Wort und die Gemeinschaft im Heiligtum.

Eines noch! Sollte Schowalter, der sich insgemein vor einseitigen Klagen und Anklagen hütet, nicht doch den tiefsten Grund der Sonntagsnot in Überschätzung dessen, was die Kirche und das Gotteshaus dem Volke bietet, zu wenig zu Tage treten lassen: die innere Entfremdung der strebenden, der jugendlichen Kräfte, die von einer Macht des bloßen Beharrens nicht mehr gefesselt werden? Ohnedem würden die Gemeindeglieder sich nicht, was Schowalter mit Recht beklagt, so leicht und tatlos abfinden mit der rapide fortschreitenden Zerstörung der Sabbathruhe*).

Kiel Otto Baumgarten

*) Es ist mir in Saarbrücken bei den Verhandlungen des zweiten Tages (Jugend!) aufgefallen, daß kein Wort zur Sonntagsnot fiel. Nun erleben wir ja, daß die Sonntagsruhe abgebaut wird (vgl. Nr. 10 Sp. 516: Bayern). Muß da nicht geredet und gehandelt werden? R

Bücher und Schriften

Der Protestantismus der Gegenwart. Unter Mitwirkung führender Persönlichkeiten des kirchlichen und theologisch-wissenschaftlichen Lebens, herausgegeben von Stadtpfarrer Dr. theol. G. Schenkel. Stuttgart, Friedrich Bohnenberger. 809 Quartseiten, viele Bilder. Gebunden 38 M.

Ein Freund des Werks fragt ungeduldig, wo die Besprechung in der CW bleibe? Ja, es hat sich noch Keiner gefunden, der bereit gewesen wäre den starken Band gründlich durchzustudieren, und nur von einem solchen möchten wir Bericht bringen. Einen vorläufigen Hinweis freilich hätten wir längst riskieren können. Offengestanden, es war uns zunächst bange um das Werk. Wir dachten an das Schicksal der schönen zwei Bände des Verlags Wartburg, ohne Jahr, 1900 erschienen: „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts", herausgegeben von C. Werkshagen, ganz von der gleichen Absicht und Aufmachung wie das nun vorliegende von Schenkel. Aber zu unsrer Genugtuung hören wir, daß man sich um den Erfolg nicht zu sorgen braucht: schon ist eine erstaunliche Menge von Bänden verkauft, trotz des Preises, der freilich in Anbetracht des Gebotenen doch kein hoher ist. Und nun die Namen der Mitarbeiter: G. Bäumer, E. Brunner, O. Dibelius, Frick, E. Foerster, Geißler, R. Günther, Heim, Heitmüller, Hermelink, Herz, Hinderer, Jaeger, Mahling, v. Merz, P. Mueller-Otfried, v. Pechmann, H. Schmidt, Schoell, Stählin, Schreiber, R. Seeberg, Weinel; dazu die Ausländer: Keller, Kuntz, Ruelsen, Rodhe. Gehandelt wird über alles. Unsre Leser sollen eine gründliche Besprechung haben. Als vornehmes Geschenkwerk sei es schon heute empfohlen. R

Das christologische Problem als Lebensfrage. Von Heinrich Peter. Vorträge der Theologischen Konferenz zu Gießen. 40. Folge. Gießen, A. Töpelmann 1925. 28 S. 1.10 M.

Das christologische Problem ist für den Verfasser nicht bloß ein Stück christlicher Dogmatik, sondern die Lebensfrage für jeden Menschen: Wie kommen Gott und Mensch zusammen? Kein Denken kann diese Frage lösen, aber auch kein gefühlsmäßiges Erleben, sondern immer nur ein Sterben. Die Frage ist gelöst, wenn der Mensch, weit entfernt vom Gefühl der Gottesnähe, seine Gottesferne mit brechendem Herzen, dennoch glaubend und liebend auf sich nimmt, also durch das Kreuz. Darauf beruht die allgemeingültige Bedeutung des Kreuzes Jesu und seine Gottmenschheit. — Der Vortrag gräbt tief und weiß Schätze der Kreuzesfrömmigkeit auch unter der humanen Hülle des deutschen Idealismus zu finden. Um so mehr fällt es auf, daß Johannes Müller einmal unter dem Schlagwort „Persönlichkeitskult" untergebracht wird (während er an anderer Stelle im Widerspruch dazu, aber an sich richtiger, in die Nähe von Kierkegaard und Karl Barth gerückt wird). Die „Pflege persönlichen Lebens" (die ja übrigens aus Müllers Sprachgebrauch so gut wie verschwunden ist) ist doch bei ihm längst zum Problem der Neuschöpfung geworden, die sich nur in immer neuem Sterben und Auferstehen kraft göttlicher Gnade vollziehen kann. Paul Stierle

Trostbüchlein, das manchem Kranken, Traurigen, Alten helfen möchte. Von Lic. Dr. Hermann Werdermann. Mit Bildern und Zierrat geschmückt von Hermann Prüßmann. Witten-Ruhr, Westdeutscher Lutherverlag 1926. 32 S. 25 Pfg., im Hundert 20 Pfg.

Ein in seinem religiösen Gedankengehalt für einfache Menschen schätzenswertes Büchlein, wenn es nur nicht mit so vielen erschreckend geschmacklosen Bildern verziert wäre. G M

Der Sonntag. Ein evangelisches Brevier, herausgegeben von Heinrich Schmid-Kugelbach. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925. 144 S. 2.50, geb. 4 M.

Ein wertvolles Andachtsbuch im besten Sinn modernen Geistes. Der Ordnung des Kirchenjahres folgend ist für jeden Sonntag ein Bibelspruch gewählt, an den sich eine religiöse Betrachtung eines unserer großen religiös-christlichen Geister (Angelus Silesius, Auaustin, Bengel, Calvin, Eckehart, Kierkegaard, Luther, Tauler usw.) schließt. Die Eigenart und Tiefe christlicher Frömmigkeit findet in diesem Buche ihren angemessensten und ansprechendsten Ausdruck. Die „Stimmen der Väter", die hier zur Sprache kommen, sind auch für Gottesdienst, Predigt und Predigtvorbereitung wohl zu verwenden. Gustav Mensching

Anarchie im Drama. Von Bernhard Diebold. Frankfurt, Frankfurter Verlagsanstalt. Dritte erweiterte Auflage. 1925. 452 S. Geb. 12 M.

Das ist eigentlich ein furchtbares Buch, furchtbar in seiner Schärfe und Unbarmherzigkeit. Wer auch immer das moderne Drama liebt, muß manchen bitteren Vorwurf hinnehmen. Und dem Verfasser gegenüber fällt ein Widerspruch nicht leicht; denn er verfügt über gründlichstes Wissen und breitet es, bei dem Ahnherrn der heutigen Dramatik Strindberg anhebend, bis zu den Jüngsten Werfel und Fritz von Unruh fortschreitend mit überlegener Sachkenntnis aus. Immer wieder sieht der Historiker in ihm das durch die Dramaturgie und religiöse Verkündigung Strindbergs und Wedekinds ausgestreute Gift in der jüngsten Kunst, und immer wieder muß diese vor seinen kritischen Maßstäben die Waffen strecken. Da ist nur ganz wenig, was durchhalten kann. Und was einen Widerspruch noch schwieriger macht, ist, daß der Verfasser nicht von oben herab räsoniert wie Jemand, der letzten Endes doch nur allzu ahnungslos ist, sondern daß er selbst mitten darin steht.

Es kann sich hier nicht darum handeln, im Einzelnen auf dies oder das hinzuweisen, obgleich einzelne Partien des Buches wie z. B. der achtzig Seiten lange Essay über Strindberg mit seinen oft sehr präzisen und ernsten Bemerkungen dazu herausfordern. Denn der Schlüssel zu diesem Buch liegt nicht in der Fülle von Gesichtspunkten, sondern in der einen Grundhaltung, die der Verfasser aus seinem Begriff des Dramas heraus einnimmt. Er ist an Schillers und Kleists Dramaturgie orientiert und muß deshalb den Dramatiker Strindberg ebenso wie die „Schreidramen", Bekenntnisse und Monologe, die unter dem Namen des Dramas gehen, ablehnen. Die gesamte Gattung der Mysterienspiele, im weitesten Sinn verstanden, von Aschylus über das Mittelalter bis hin zu Faust erkennt Diebold als Drama nicht an. Was sich in den Rahmen des Kampfes des freien Willens mit den Autoritäten des Schicksals oder der Macht usw., in dem der Charakter vorwärts gestoßen wird, nicht einordnen läßt, wird von ihm mit einer schlechten Zensur entlassen. Indem so ein ausschließliches Prinzip gewonnen ist, fällt es dem Verfasser nicht schwer, auf das schier unübersehliche Chaos der modernen Dramenkunst Licht und Schatten zu verteilen. Dank dieser grundsätzlichen Klarheit in der Betonung des Ethos weht aber durch das Buch etwas von dem Geist des deutschen Idealismus.

Leider konnte für diese Auflage die neueste Wendung zum historischen Drama noch nicht vermerkt werden. Ob in ihr nicht die Abkehr vom lyrischen Drama vollzogen und die von Diebold tendierte Richtung eingeschlagen ist?

Hans Schimmelpfeng

Die Königin. Ein Lebensbild von Sophie Charlotte von Sell. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1925. 126 S. 3.50 M.

Da die Königin Luise die einzige wirklich volkstümliche Frau aus dem Hohenzollerngeschlecht ist, ist es leicht zu verstehen, daß zu ihrem 150. Geburtstag die recht guten Darstellungen von Ludwig Bergers beiden Theaterstücken „Die Kronprinzessin Luise" und „Die Königin Luise" in den großen Städten gute Aufnahme finden. Trotzdem greift Mancher nur zögernd nach einer Biographie, zu sehr ist man gewöhnt worden, das Bild der Königin mit einem konventionellen Glorienschein und mit anekdotenhaften, oft etwas sentimentalen Ausschmückungen vorgeführt zu bekommen. Um so erfreulicher das oben genannte Buch! In gedrungener Darstellung, in einfacher, guter Sprache erzählt Sophie von Sell neben dem äußeren Lebensgang viel von der inneren Entwicklung, von dem starken geistigen Innenleben dieser Frau. Mit Spannung verfolgt man, wie aus dem leichtherzigen, neckischen, liebevollen Mädchen ein Charakter heranreift, der so gar nichts gemein hat mit den berühmten Frauen des literarischen Berlin derselben Zeit, der sich seine eignen Wege sucht, im Kampf mit dem Schicksal stählt, vertieft und nur das in sich aufnimmt, was von innen heraus bejaht wird. Wie sie mit dem Gatten, dem sie in vielem überlegen ist, ringt, ihn dann aber mit der ihr eigentümlichen Zartheit gerade in seinen Schwächen schont, wie sie bei aller großen Liebe und Hingabe sich nicht beeinflußen läßt in ihren Freundschaften, ihrer Lektüre, ihrer großen tiefen Frömmigkeit, und wie bis zuletzt das Sonnige ihres Wesens durchstrahlt und keinen Pessimismus aufkommen läßt — alles das hören wir zumeist aus eigenen Aussprüchen und Briefen und gewinnen die Königin von neuem lieb.

Wer tiefer eindringen will, der greife zu dem Buche **Königin Luise.** Briefe und Aufzeichnungen von Karl Griewank. Leipzig, Bibliographisches Institut 1924. 4.80 M.

Eine Einleitung des Herausgebers führt in die Zeitgeschichte und in die Umwelt der Königin ein. Dann folgt eine große Auswahl von Briefen vom Juli 1791 bis zu ihrem Tod. Besonders ihrem Vater und ihrem Lieblingsbruder Georg gegenüber gibt sie sich ganz rückhaltlos, zuerst ganz mit ihrer kleineren Welt beschäftigt, bis die Kreise immer weiter werden und zuletzt der Schmerz um des Vaterlandes Leid durch jeden Brief hindurchzittert. — Ausführliche und genaue Anmerkungen helfen die Briefe auch in Einzelheiten zu verstehen.

Margarete Naumann

Martha und Maria. Roman. Von J. Anker Larsen. Aus dem Dänischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Leipzig und Zürich, Grethlein und Co. 1925. 455 S. 11 M.

Dies Buch ist nicht weniger tief als das vorjährige desselben Dichters: „Der Stein der Weisen". Nicht weniger tief, aber einfacher, schlichter noch, anspruchsloser und deshalb so sehr überzeugend und den Leser bis zum Letzten in Anspruch nehmend. Gewiß liegt eine gewisse Spannung in der Darstellung der Lebensschicksale der beiden arm geborenen Schwestern, deren Vater sich um der Stiefmutter willen erhängt, aber es ist die Spannung, das Interesse, die jedes „Leben" auslöst, sie ist nicht gemacht, sondern einfache künstlerische Sachlichkeit.

Der tiefere Grund von Larsens Schaffen ist Religiosität. Reli-

giosität im weitesten Sinne. So wie sie sich als des Lebens Tiefe in jedem Leben offenbart. Es sind die Zusammenhänge, die der Mensch sucht und, so sein Suchen inbrünstig ist, auch findet. Es ist hier nicht etwa den Menschen dieses Suchen untergelegt, sie sind nicht etwa Vertreter irgendwelcher Richtungen oder Gemeinschaften ... oder wenn sie es sind, sind auch diese Umgrenzungen nur zufällig ... es ist nur, daß in diesem Buche die Wirklichkeiten des Lebens gesehen werden. Die inneren Wirklichkeiten, vor denen das Leben selbst nur Erscheinung ist. Und daß das Religiöse so in dieser Tatsächlichkeit wirklich ist, daß der Leser es aus dem Leben eigentlich selbst erkennen muß, weil das Buch wirkliches Leben ist, im Hohlspiegel der Kunst gesammelt, deshalb hat das Buch meines Erachtens große Bedeutung.

Es ist ohne Haß geschrieben, in der großen Weisheit, die versteht ... und doch ist das Erzittern des eigenen Suchens und Sehnens immer wieder zu verspüren. Es ist fast wie ein Symbol der Zeit. Selbst äußerlich ist das ganze moderne Leben umfaßt mit den Problemen und Errungenschaften der neuen Technik wie der Wissenschaft und den neuen Lehren der Politik. Und es konzentriert sich alles um das Geschick der beiden Schwestern, die wie die der Bibel verschieden waren ... die eine, die die kleinen fleißigen nimmermüden Hände hatte, und Maria mit der Märchenseele, mit dem Blick, der alles Tiefe erkennt, den tiefen Augen, denen nichts verborgen bleiben kann. Marthas Weg ist von der Magd zur Gutsbesitzerin, ihr Mann verunglückt mit dem Auto, nachdem er vorher bei Börsenspekulationen sein Geld verloren hat. Marie wird Pfarrersgattin, verliert ihr Kind und wohnt als Witwe in Kopenhagen, wo sich die beiden Schwestern wiederfinden und bis zu Marthas Tode zusammen bleiben. Sie sind es aber auch, die ihren Naturen entsprechend die neue Frömmigkeit des Lebens leben, die einfache Güte und tiefes Glauben ist. Eine Frömmigkeit einer Religion des Diesseits ..., der die Zivilisation und Wissenschaft keine Gegensätze sein können, weil alles aus der ursprünglichen Kraft Gottes hervorgeht.

Das Buch vertieft, es regt nicht auf, zerstreut nicht. ... Obwohl es den Leser nicht frei läßt ... es führt in die Stille der eigenen Seele ... und das ist seine Schönheit.

Erich Bockemühl

Vom Katholizismus der Gegenwart

Am 21. Juni fand das für den Anfang des Sommers übliche Geheime Konsistorium statt, in welchem die beiden Kurialbeamten Aloysius Capotosti, bisher Auditor der Sakramentskongregation, und Carlo Perosi, Assessor in der Kongregation des heil. Offizium, zu Kardinälen kreiert wurden. Am 24. Juni folgte das öffentliche Konsistorium mit feierlicher Investierung der neuen Purpurträger.

Damit gehören dem heiligen Offizium 66 Mitglieder an, von denen 33 in Rom residieren; die übrigen sind auswärts, zumeist auf ihren Bischofssitzen. 8 Kardinäle gehören religiösen Orden an, nämlich je zwei den Dominikanern und Jesuiten, je einer den Benediktinern, Regularkanonikern, Redemptoristen und Piaristen. Der Nationalität nach sitzen im Kardinalskollegium: 35 Italiener, 7 Franzosen, 5 Spanier, je 4 Deutsche und Nordamerikaner aus der Union, je 2 Engländer und Österreicher, je 1 Brasilianer, Holländer, Irländer, Pole, Portugiese, Tscheche und Ungar. Im letzten Jahre sind 6 Kardinäle gestorben.

*

Der Papst hat in einem Schreiben an den Jesuitengeneral mit den bezeichnenden Eingangsworten Singulare illud (Oss. R. 138) das zweihundertjährige Gedächtnis der Kanonisation des heiligen Aloysius zum Anlaß genommen, diesen Heiligen der Jugend von Neuem zu empfehlen. Besonders empfiehlt er die Übung der sechs aloysianischen Sonntage (d. h. Empfang der Kommunion an sechs aufeinanderfolgenden Sonntagen, meist zu Anfang der Trinitatiszeit) und die Unterschriftensammlungen mit Keuschheitsgelübde der Jugend (die in Büchern zusammengebunden am Grab des Heiligen in der Kirche S. Ignazio in Rom niedergelegt werden). Bekanntlich gibt es keinen unkindlicheren und unnatürlicheren Patron, als diesen fürstlichen Jüngling aus dem Renaissance-Hause Gonzaga, der die Hauptsünde seines Lebens, daß er als Junge ein von Soldaten aufgeschnapptes unanständiges Wort nachsprach, von seinem Hofmeister darüber aufgeklärt, zeitlebens bereute und der zur Buße von seinem zwölften Lebensjahr an keine Frau, auch seine Schwester und Mutter nicht, mehr ansah. Mit 17 Jahren durfte er in den Jesuitenorden eintreten; mit 23 Jahren ist er an einer Pestpflege, zu der er sich herandrängte, gestorben (21. Juni 1591). Dem auch in katholischen Kreisen ausgesprochenen Einwand, daß dieser Jugendheilige plus admirandus quam imitandus sei, begegnet der Papst mit dem Hinweis auf andere Heilige, die sich ausgesprochenermaßen am Beispiel dieses Patrons gebildet haben. Doch die Genannten sind alle jüngere Zeitgenossen des heil. Aloysius, in denen ebenfalls jenes Ideal der „vollendeten Übernatürlichkeit" von den Jesuiten gezüchtet worden war. Nur einer ist aus dem 19. Jahrhundert, Don Giovanni Bosco († 1888), der für die verwahrloseste Jugend das „Oratorium des heil. Franz von Sales" gegründet und durch diese Stiftung bewiesen hat, daß er doch nicht restlos unter dem Bann des heil. Aloysius stand. Man hätte denken mögen, und auch in katholischen Kreisen kann man solches ausgedrückt finden, daß im Jubiläumsjahr des heiligen Franz, der wahrhaftig auch das Vorbild gibt, wie man die Gefahren einer ungezügelten Jugend überwindet, die katholische heranwachsende Jugend sich nicht mit dem widernatürlichen Heiligenbild aus der Dekadence des Hauses Gonzaga zu beschäftigen brauche.

Offenbar sind nach Erlaß der päpstlichen Epistel kritische Erwägungen auch in der Umgebung des Papstes laut geworden. Denn der neueste Osservatore Romano (Nr. 146) enthält einen langen Rechtfertigungsartikel La polemica aloisiana, welcher den Vorwurf, daß die päpstliche Epistel zu wenig auf die auch in kirchlichen Kreisen bestehende Kritik an Aloysius eingegangen sei, zu entkräften sucht. Jene „Polemik gegen den egoismo ascetico des heil. Luigi", die mit Namen- und Literaturangabe des Näheren dargetan wird, stamme aus der „gnadenlosen Zeit" (disgraziato periodo) zwischen 1870 und 1900, die in ihrem antiklerikalen Geist kein Verständnis gehabt habe für die Blume aus dem Hause Gonzaga. Dem gegenüber sollte durch den Brief des Papstes gerade jene ganze Polemik wieder unwirksam gemacht und das vollendete von der Vorsehung geschenkte Vorbild der Jugend wieder zurückgegeben werden. Der springende Punkt sei, gegenüber aller Degeneration und Negation die Suprematie des Geistes über das Fleisch, des Ewigen über das Menschliche, der Gebote Gottes über die Seelen an diesem Beispiel der vollkommenen gnadenvollen Einigung mit Gott in unsere Zeit hineinzustellen. Der Schluß des Artikels bringt einen Vergleich zwischen Aloysius und Franziskus und konstatiert, daß die beiderlei Heiligenideale Bezug aufeinander hätten und einander ergänzen. Daher kann man erschließen, daß Ordensrivalitäten mit im Spiele waren, wenn neben dem 700jährigen Gedächtnis des Franziskus der katholischen Welt gezeigt wird, daß auch die Jesuiten eine Spezialität von serafischer Heiligkeit aufzuweisen hätten.

*

Der Eucharistische Kongreß von Chicago ist seinen reklamehaften Ankündigungen treu geblieben. Gleich am ersten Tag (21. Juni), als der Chor von 60 000 weißgekleideten Schulkindern die Engelsmesse sangen, brach die nachdrängende Menge die Absperrungskette und drängte gegen den Altar und die Prälatensitze derart vor, daß der ganze übrige Teil des Programms einschließlich der Ansprache des Kardinals Faulhaber fallen gelassen werden mußte. Noch zwei Stunden lang war es unmöglich, die zusammenflutenden riesigen Menschenmassen zu dirigieren (Germ. 282). An den nächsten Tagen scheint man mit der Massenbezwingung vorsichtiger gewesen zu sein. Am Sonntag, den 20. Juni wurde zur Eröffnung des Kongresses dem Vater der Christenheit in Rom nach seiner Intention eine Million Kommunionen in den 267 Kirchen und an 4000 neu geweihten Altären (z. B. in allen Extrazügen usw.), die später auf die Missionsfelder verteilt werden sollen, „aufgeopfert und gleichsam als geistiges Bukett dargebracht". An diesem Tage wurden von 5 Uhr früh bis 11 Uhr in Chicago über 6000 Messen gelesen.

Ausdrücklich wird ferner bemerkt, daß selbst das Generalquartier der Heilsarmee und die Zentrale der Methodisten in Chicago ihre Gebäude zum Ausdruck der geistigen Teilnahme beim Umzug des Eucharistischen Christus geschmückt hätten. Die Eskimos und die Siouxindianer mit ihren malerischen Trachten sind richtig eingetroffen; die Letzteren haben selbst den deutschen Prälaten Mokassins als Ehrengeschenke überreicht.

Im Anschluß an den Kongreß hat in Springfield der Deutschamerikanische Zentralverein, in dem die deutschstämmigen Katholiken der Union organisiert sind, seine Generalversammlung abgehalten (Augsb. PostZ. 141).

*

Aus Italien kommt die Nachricht, daß auch heuer wieder am ersten Sonntag im Mai das Blutwunder des heil. Januarius, des Stadtpatrons von Neapel, sich wiederholt habe. (Vgl. Th. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche I, 1889, S. 142 ff.) „Kardinal-Erzbischof Sanfelice verrichtete in der Kapelle des Heiligen ein kurzes Gebet und öffnete dann das Kästchen, in dem die zwei Fläschchen mit dem Blute aufbewahrt werden. Das Blut war schwarz und fest, nach drei Minuten nahm es rötliche Farbe an, wurde flüssig und begann eigenartig zu brodeln. Wie üblich wurde der Eintritt des Wunders durch Kanonenschüsse von der Festung aus verkündet. Als die riesige Volksmenge, die sich in der Kirche und in der Umgebung eingefunden hatte, erfuhr, daß das Blut wieder flüssig geworden war, brach es in unbeschreibliche Jubelkundgebungen aus. Auch der italienische Kronprinz Humbert war in der Kathedrale zugegen. Es wurde festgestellt, daß sich diesmal zur gleichen Stunde in der Kirche von Pozzuoli, wo der Steinblock aufbewahrt wird, auf dem der Märtyrer enthauptet wurde, die Erscheinung wiederholte, daß die schwarzen Blutflecke auf dem Stein rot und feucht wurden" (Salzb. Kath. KZ. 23).

*

Im Schlesischen Pastoralblatt Nr. 6 (Juni d. J.) verficht Dr. F. S. Thöne von Mechternich in der Eifel die Ansicht, daß die menschliche Seele erst dann dem Leibe einerschaffen werde, wenn

der Embryo so weit entwickelt ist, daß seine Großhirnrindenzentren funktionsmäßig sind. „Vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkte aus ist es wahrscheinlich, daß die Einerschaffung erst gegen Ende der Schwangerschaft erfolgt, daß der Embryo also vielleicht durch Vierfünftel der Schwangerschaft noch unbeseelt ist." Während man in der Scholastik darüber stritt, ob die Seele nach 40 oder nach 80 Tagen einerschaffen werde, lehren die neueren Theologen ziemlich allgemein die Einerschaffung der Seele bereits im Augenblick der Empfängnis. Wenn die Thönesche mit naturwissenschaftlichen Gründen erhärtete Ansicht richtig ist, so müßten, wie eine bedenkliche Stimme in der Salzb. Kath. KZ. Nr. 25 meint, „natürlich auch die geltenden Anschauungen bezüglich der procuratio abortus als eines Mordes in jedem Falle und bezüglich der Taufpflicht gegenüber jedem Embryo korrigiert werden".

*

Eine Kirche, die immer noch das Januariuswunder erlebt und die von theologischen Fragen, wie den eben angedeuteten, bewegt ist, kann es sich auch gestatten, einen Mann, wie Josef Wittig zu exkommunizieren. Das Amtsblatt des bischöflichen Ordinariats Breslau Nr. 10 vom 15. Juni veröffentlicht folgendes Dekret: De causa sacerdotis Joseph Wittig.

Breslau, die 12. Junii 1926.

Ex mandato S. Congregationis S. Officii de dic 14. Maii 1926 tenore praesentium declaramus R. D. Professorem Josephum Wittig in Breslau ob inobedientiam contra praescripta a supradicta S. Congregatione ad sinceritatem fidei tutandam emissa incurrisse in omnes et singulas poenas canone 2314 C. J. C. constitutas.

Episcopalis Ordinariatus Wratislaviensis

Der Can. 2314 des Codex iuris canonici, dessen angedrohte Kirchenstrafe im Falle Wittig nun amtlich als perfekt deklariert wird, lautet in der deutschen Übersetzung: „§ 1. Alle vom christlichen Glauben Abgefallenen und die Häretiker oder Schismatiker, sowohl insgesamt als auch einzeln, 1. verfallen ohne Weiteres der Exkommunikation; 2. wenn sie, ermahnt, nicht Vernunft annehmen, soll man sie ihrer Einkünfte, ihrer Würde, ihres Ruhegehalts, ihres Amtes oder ihrer anderweitigen Beschäftigung, die sie etwa in der Kirche inne haben, berauben, sie für infam erklären und die Kleriker unter ihnen, nach wiederholter Ermahnung, absetzen."

Darüber hinaus gibt es noch eine Steigerung der Strafe, wie sie Buonaiuti erfahren hat (Sp. 199), daß der Exkommunizierte noch namentlich als ein vitandus erklärt wird (Can. 2258 § 2).

Die Salzburger Katholische Kirchenzeitung Nr. 25 erlaubt sich dazu noch die gut stilisierte Bemerkung: „Wie ganz anders als Wittig und nobel hat sich seinerzeit doch Bischof Fenelon verhalten, als Schriften von ihm auf den Index gesetzt worden waren! Und der war gewiß kein kleinerer Geist!"

Über das Verhalten des Preußischen Kultusministeriums im Falle Wittig muß später noch berichtet werden.

Noch ehe das Urteil über Wittig bekannt geworden war, wurde auch in der Augsb. PZ. (Nr. 125 und 127) wie früher in der Germania (vgl. oben Sp. 94) die Zweifelsfrage laut, ob die Form, unter der die Indizierung ausgesprochen und sowohl dem betroffenen Schriftsteller wie der weiteren Öffentlichkeit mitgeteilt wird, für die heutige geistige Lage die rechte sei. Es wird gefordert, an der Hand der klaren begründenden Entscheidung der päpstlichen Behörden die Feststellungen, die dem modernen Menschen so schwer eingehen, wie Indizierungen von Büchern oder Wunderdeklarationen bei Selig- und Heiligsprechungen, darzulegen.

*

Die Spitzenorganisation der verschiedenen katholischen Verbände und Kampforganisationen in Frankreich hat den Titel „L'Action Française". Eine Zeitschrift gleichen Namens wird in deren Auftrag herausgegeben von einem Mr. Jacques Bainville. Dieser literarisch sehr interessierte Herr kam in seinen Mußestunden auf die Idee, eine neue vervollständigte Voltaire-Ausgabe zu veranstalten, welche auch in dem Blatte eine ausführliche Würdigung und Empfehlung fand: Voltaire habe in unsern Tagen viel von seinem Gift verloren; der gute Katholik Maurras bekenne, daß er „Candide" von Voltaire mindestens einmal jährlich gelesen habe usw. Doch der Osservatore Romano (Nr. 138) kanzelt die Pubblicazione scandalosa gehörig ab: Voltaire, von dem doch aller Abfall von der Kirche in Frankreich ausgeht, wieder zu Ehren bringen wollen und zwar ausgerechnet durch Reklame im bestkatholischen Blatte und durch dessen Hauptredaktor, der auch wissen sollte, daß das heute noch gültige Indexdekret vom 4. Juli 1804 (!) den ganzen Voltaire radikal verdammt, so daß kein Katholik ihn lesen, geschweige denn herausgeben darf — diese Verwirrung der Geister ist veramente esiziale e sotto ogni rispecto, deplorevole all' estremo (wahrhaft katastrophal, respektlos und beklagenswert bis zum Äußersten).

Das Ganze ist auch ein Beitrag zur gegenwärtig ventilierten Indexfrage.

*

In Essen-Recklinghausen wurde am 27. April die erste Kirche Deutschlands, vorerst nur eine Notkirche in einem leerstehenden Fabrikraum, unter dem Patronat des heiligen Petrus Canisius benediziert.

Den Verdächtigungen, die über die liturgischen Bestrebungen der Benediktiner in Maria-Laach umgehen, entgegenzutreten, wurde im Frühjahr der Prior P. Albert Hammenstede nach Rom geschickt, dem es gelang, vor den Prälaten der Ritenkongregation und vor dem Papste selbst eine völlige Rechtfertigung der Bestrebungen von Maria-Laach zu erlangen. Auf eine Denkschrift, welche Abt Herwegen in lateinischer und deutscher Sprache über „Das liturgische Apostolat" in Rom einreichte, wurde ihm ein päpstliches Handschreiben vom 29. April zu Teil, worin „das unablässige eifrige Bemühen, die Liturgie allgemein bekannt zu machen und die Teilnahme an den Kulthandlungen den Gläubigen zur hohen Pflicht und Freude zu gestalten" belobt und der Abt zu seinen Bemühungen beglückwünscht wird. Die Laacher sehen in diesem Schreiben mit Recht einen großen Fortschritt für ihre Sache. (Vgl. Germ. Nr. 260 vom 9. Juni, Beil.)

In dem halb von katholischen Verbänden, halb von dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband subventionierten „Bühnenvolksbund" sind Schwierigkeiten entstanden. Der Universitätsprediger Dr. Robert Grosche in Köln und Direktor Emil Ritter, Herausgeber der „Volkskunst" in Düsseldorf, sind aus der Leitung ausgetreten und haben erklärt, daß der Geschäftsführer W. C. Gerst „die persönliche und sachliche Eignung zur Führung einer interkonfessionellen christlichen Kulturorganisation" nicht habe (Germ. Nr. 251).

Seit fünf Jahren pflegt an Pfingsten am Bodensee eine „Konferenz für christliche Politik" die katholischen Politiker der fünf Uferstaaten Baden, Württemberg, Bayern, Österreich und Schweiz zu vereinen. In diesem Jahr wurden in Konstanz behandelt: die Krise des Parlamentarismus und die Krise des Völkerbundes. Es wurde festgestellt, daß katholisch-christliche Politik gegen die Diktatur und für den wahren Sinn des Völkerbundes sich einsetzen müsse. Universalität sei der Sinn des Völkerbunds, wie auch der der katholischen Kirche.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

94 hessische evangelische Geistliche haben, von den Pfarrern Marx und Goethe, Darmstadt, gezeichnet, nachstehende Erklärung zur Fürstenabfindung herausgegeben: „... Gegen diesen Beschluß des DEKA (Sp. 567) halten sich die unterzeichneten evangelischen Pfarrer Hessens um ihres Gewissens und des Evangeliums willen für verpflichtet, öffentlich Einspruch zu erheben: 1. Auch wir sind der Meinung, daß eine entschädigungslose Enteignung den Grundsätzen der Gerechtigkeit widerspricht, und lehnen darum den Weg des Volksentscheides zur Fürstenenteignung mit Entschiedenheit ab. Aber wir bedauern die Entschließung des DEKA, weil sie trotz ihrer Absicht, in politischen und juristischen Fragen Zurückhaltung zu üben, als eine einseitige politische Kundgebung gedeutet werden kann. Eine Berufung auf das Evangelium halten wir für bedenklich, da sich wohl heute schwerlich feststellen ließe, ob beim Erwerb all der fürstlichen Besitzungen stets die Grundsätze des Evangeliums voll und ganz zur Anwendung gebracht worden sind. 2. Wir bestreiten dem DEKA das Recht zu solcher Stellungnahme, nachdem er zu manchen viel brennenderen Fragen von hoher sittlicher Bedeutung, wie zur rücksichtslosen Ausnützung der Inflation durch gewisse Kreise der Industrie und Bankwelt, zum Gemeindebestimmungsrecht, zur fortschreitenden Abbröckelung der Sonntagsruhe u. a. m. geschwiegen hat. 3. Wir bedauern, daß der DEKA versäumt hat, wie es England beim Bergarbeiterstreik getan hat, rechtzeitig seine Stimme zu erheben, um beide Parteien zu brüderlichem Entgegenkommen zu ermahnen: diejenigen Fürsten, die übertriebene Ansprüche aufrecht erhalten, daß sie aus freien Stücken sich eines Teiles ihres großen Besitzes zu Gunsten der Allgemeinheit entäußern, und die Führer der Parteien, daß sie, statt die niedrigsten Instinkte der Habgier und Mißgunst aufzuwühlen, mit ehrlichem Willen sich zu einer billigen Verständigung bereitfinden ließen. 4. Wir haben mit Befriedigung vernommen, daß der Prälat unserer Landeskirche im DEKA gegen eine einseitige Kundgebung seine Stimme abgegeben hat, und sprechen ihm für sein mannhaftes Verhalten unsere volle Zustimmung und unseren Dank aus."

Der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß genehmigte den Anschluß der Gemeinden Rom, Florenz, Venedig, Rotterdam, Konstantinopel, Haifa, Jaffa, Liverpool, Athen. — Auf dem Dampfer Monte Varmiento sind vom DEKA in diesem Jahre zum ersten Male Schiffsgottesdienste für vier Nordlandsfahrten eingerichtet worden.

Der preußische Oberkirchenrat hat für Goldene Hochzeiten eine Ehejubiläumsmedaille, wie sie früher vom König verliehen worden, herstellen lassen.

An acht deutschen Universitäten und einer technischen Hochschule sind Studentenpfarrer angestellt oder in Aussicht genommen; außer in Jena, wo die deutsche Christliche Studentenvereinigung die Berufung vollzogen hat, von der Kirche. In Bonn, Greifswald, Jena, Leipzig, Hannover ist das neue Amt schon in Wirksamkeit getreten.

Der evangelische Bahnhofsdienst für die männliche Jugend hat im vergangenen Jahre in 80 Städten 20 000 junge Männer beraten, 13 000 eine Unterkunft vermitteln und 2000 Hilfen für die Heimreise gewähren können. Die im Oktober 1925 eingerichtete Herberge für Jugendliche in Berlin, die erste ihrer Art in Preußen, konnte im ersten Vierteljahr mit 60 Betten 1250 Jugendlichen Unterkunft gewähren. Die Hauptstelle des Bahnhofsdienstes ist Berlin C 54, Sophienstraße 19.

In Berlin wurde die erste Eheberatungsstelle eröffnet, die den Gesundheitszustand der Brautleute unentgeltlich nachprüft und Zeugnisse ausstellt, ob die physischen Vorbedingungen für die Ehe gegeben sind.

Die von dem 85jährigen Gymnasialdirektor Hermann Menge veranstaltete Übersetzung der Bibel ist jetzt vollständig und wird von der Württembergischen Bibelgesellschaft herausgegeben.

Neu erscheint die Monatsschrift „Wort und Tat", Herausgeber Direktor Dr. Schweitzer vom Zentralausschuß für Innere Mission, Wichernverlag Berlin-Dahlem, 2.25 Mark vierteljährlich, als Hefte der „Zentrale für evangelische Weltanschauung und soziale Arbeit".

Von der eben erst vereinigten „Gemeinschaft der proletarischen Freidenker" hat sich am 1. März ein „Bund sozialistischer Freidenker" getrennt.

Die Evangelische Landeskirche in Nassau hat in Wiesbaden ein Archiv zur Sammlung aller gedruckten und handschriftlichen Zeugnisse des gesamten evangelisch-kirchlichen Lebens der Gemeinden und des Stoffs der Geschichte des Pfarrerstandes der Landeskirche eröffnet. Ein Museum, das Bilder, Inschriften, Gegenstände kirchlichen Gebrauchs und kirchlicher Kunst aufnehmen soll, soll dem Archiv angegliedert werden.

1925 fanden in der Tschechei 1371 Neuaufnahmen von evangelischen Gemeindegliedern statt, davon 1175 unmittelbar aus der römisch-katholischen Kirche, 176 größtenteils mittelbar durch die Konfessionslosigkeit. Ausgetreten sind 612 Personen, davon 285 zur römischen Kirche.

Mit Hilfe von holländischen Freunden ist in Budapest die erste christliche Schule errichtet worden, die vorläufig in einem der reformierten Gemeinde gehörigen Gebäude untergebracht ist; die Staatsregierung hat Unterstützung zugesagt.

Das Staatsbudget für die evangelischen Kirchen ist in Polen noch in höherem Grade als das allgemeine Staatsbudget reduziert worden; die Sejmkommission verringerte es noch dazu gegen 21 % des Voranschlags um 47 %.

Die Vertretungen aller kirchlichen Gruppen in Elsaß-Lothringen veröffentlichen eine gemeinsame Kundgebung zur Sprachenfrage, da die Volks- und Kirchensprache durch die Schulbehörde in den Religionsstunden systematisch unterdrückt werde.

Die reformiere Synode in Straßburg hat beschlossen: „Den Frauen, die dieselben Prüfungen ablegen wie die Männer, soll der Zutritt zum geistlichen Amt offenstehen; die Kirchenräte und Konsistorien sollen ermächtigt werden, sie als Hilfskräfte anzustellen."

Der infolge der Absetzung von Pastor Dr. Geelkerken (CW 11) aus der Gereformeerde Kerk ausgeschiedene Teil der Gemeinde Amsterdam-Süd hat einen zweiten Pfarrer berufen. Die bisherige Gemeinde tritt ihr eine der beiden Kirchen ab, baut aber sofort eine neue zweite Kirche.

In Holland soll die europäische Zentrale der zu gründenden Theosophischen Weltuniversität errichtet werden. Die Grundstücke für den Bau sind bereits erworben.

Die Leitung der Jungkommunisten in Rußland hat ihren Organisationen religionsfeindliche Spiele und Abendunterhaltungen verboten.

Das Federal Council of churches in Nordamerika hat innerhalb der schon längst bestehenden Kommission für internationale Gerechtigkeit und goodwill einen Unterausschuß gegen Sklaverei eingesetzt, der sich mit einem Aufruf an die Regierung der Vereinigten Staaten wendet und die Einberufung einer Weltkonferenz zur Abschaffung der Sklaverei und Zwangsarbeit fordert, die in einzelnen Teilen Afrikas noch heute besteht.

Der vom amerikanischen Senat gewählte Ausschuß für Prohibitions(Verbots-)fragen beschloß mit 4 gegen 1 Stimme, alle Anträge auf Abänderung des Verbotsartikels oder auf einen Volksentscheid über diese Frage auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

An der Theologischen Schule in Bethel studierten im Gründungssemester 1905/06 12, SS. 1914 82, SS. 1924 82, WS. 1924/25 61, SS. 1925 67, WS. 1925/26 80, SS. 1926 157. Vertreten waren alle Semester vom jüngsten bis zum ältesten. Die Studenten kamen aus allen Gauen Deutschlands; das Ausland war mit der Schweiz, Österreich, Baltikum, Rußland, Amerika, Schweden, Dänemark, Holland, Spanien, Rumänien, Japan, der Türkei und Armenien beteiligt.

Die 56 polnischen Minderheitsschulen in Deutsch-Oberschlesien werden von 1280 Kindern besucht, die 70 deutschen Schulen von 21 000 Kindern, während 40 000 Anträge vorliegen.

Von Personen. Promoviert: Professor Lic. Dr. Leopold Cordier in Gießen zum D. von Bonn; Pfarrer Bernhard von Haller in Arolsen zum D. von Greifswald; GR. Professor Ludwig von Sybel in Marburg zum D. von Berlin. Ernannt: Professor H. T. de Graaf zum Nachfolger von Roessingh in Leiden; Bischof Dr. Hlond zum Erzbischof von Posen. Gestorben: der Kirchenrechtler Professor D. Robert von Piloty in Würzburg. E St

Verschiedenes

Von der anglikanischen Kirche

Am 25. Juni wurde die Bischofskonferenz der anglikanischen Kirche im Lambeth-Palast resultatlos geschlossen. Man stritt sich in heftigen Zusammenstößen zwischen der anglokatholischen und der entschieden evangelischen Gruppe, welch letzterer insbesondere einige jüngere Bischöfe unter der Führung des vor kurzem ernannten Bischof Knox von Wight angehören, über die in letzter Zeit besonders zugespitzte Frage der Reservation, d. h. die Aufbewahrung des Sakraments für die Kranken und für die Verehrung der Gläubigen in den Sakramentshäuschen, und über die damit notwendige Änderung des Common Prayer-Books. Bischof Knox will nun die ganze Frage vor das Parlament bringen. Das ist eine Lösung, welche in der Konsequenz der anglikanischen „Staatskirche" liegen würde, von der aber die Anglokatholiken nichts wissen wollen, da sie den Staat und das Parlament als entscheidende Instanz in kirchlichen Angelegenheiten nicht anerkennen.

Nach „Daily Expreß" ist die Spaltung der englischen Kirche unabwendbar. Und es wird berechnet, daß die Anglokatholiken aus der Kirche von England 700 000 Kommunikanten aufbringen könnten. Das freikirchlichen Kreisen nahestehende Wochenblatt „British Weekly" warnt vor einer Schwächung der Einigung der Christenheit im gegenwärtigen Augenblick und betont, daß ernste Christen auf allen Seiten gerade jetzt gegenüber der ansteigenden Flut der Unchristlichkeit die trennenden Momente zurückgestellt hätten. „Aber wenn zum Krieg geblasen wird von den Traditionalisten, so ist es ein kapitaler Irrtum zu meinen, daß das paulinische Evangelium, das die Kirche immer wieder von Zeit zu Zeit erneuerte, heute seine Macht verloren habe. Wenn eins dieser großen ‚Ärgernisse' kommt, die ‚kommen müssen', werden wir auf dem Platze sein." (British Weekly 24. Juni). H H

Erinnerungen an Holl

Diese kurzen Zeilen wollen nicht Karl Holl als Gelehrten würdigen, sondern ich möchte darin zum Ausdruck bringen, was ich ihm persönlich als Universitätslehrer verdanke.

Als ich 1916 mein theologisches Studium begann, belegte ich das große kirchengeschichtliche Kolleg bei Holl. Zunächst war ich enttäuscht, ich konnte nicht folgen. Ich glaube, alle Anfänger waren von diesem ungeheueren Wissen einfach überwältigt und glaubten, daß sie sich niemals in diesem Dickicht von Geschehnissen, Namen, Zahlen zurecht finden würden. Man fühlte seine geistige Unzulänglichkeit um so mehr, da Holl nicht wie Harnack geistreich vortrug, mit einem Scherz oder Vergleich Fragen und Gestalten beleuchtend, sondern er drang bei jedem Problem bis in die letzte Tiefe, nur ganz wissenschaftlich und streng. Allmählich wuchs man doch in das Kolleg und man entdeckte neue Eigenarten an Holl. Es war Begeisterung für die Helden der Kirchengeschichte, die sich hinter diesem reinwissenschaftlichen Ernst verbarg; ich erinnere mich besonders, daß Holl sich im vierten Teil in gleicher Weise für David Friedrich Strauß wie Kierkegaard begeisterte: an Strauß zog ihn wohl die unbedingte Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit an, an Kierkegaard sein religiöser Radikalismus, seine Schroffheit, Eigenschaften, die er mit beiden gemeinsam hatte. Das merkte ich, als ich sein Seminar besuchte. Schon der Anfang war viel verheißend. Er teilte uns in der Eröffnungssitzung mit, daß er lieber mit Zweien oder Dreien das Seminar halten würde, die wirklich arbeiteten, als mit Zehn, die nichts täten. Ich hatte richtige Angst vor jeder Seminarsitzung, mehr als je in der Schule, und es ist mir noch heute die Kühnheit mancher männlichen Mitglieder unverständlich, die es wagten, unvorbereitet zu kommen. Holl wurde nämlich grob, so grob, wie sicher nur ein Schwabe werden kann, und ich wäre bei seinen Strafpredigten an die Faulpelze am liebsten unter den Tisch gekrochen. Ähnlich war es bei der Rückgabe der Arbeiten — ich habe nie wieder solch schroffe Kritik in einem Seminar erlebt; er sagte ganz ohne Rücksicht seine Meinung über oberflächliche und faule Arbeiten vor allen Andern. Man lebte beständig in Furcht und Zittern, bis einen selbst das Gericht ereilen würde; er hatte aber auch kurze lobende Worte für die, deren Arbeit er als fleißig und verständnisvoll betrachten konnte. Was ich den Seminaren von Holl verdanke, habe ich erst später gemerkt. Er brachte einem Methode wissenschaftlich zu arbeiten bei, weil er keine unklaren Formulierungen oder gar gefühlsmäßige Urteile duldete. Und er selbst gab unendlich viel, wenn er ein Problem aufgriff und zurück verfolgte; es ging einem dann buchstäblich ein Licht auf, eine glückliche Erregung, wie man sie nur bei neuen Erkenntnissen hat. Ich hatte das große Glück, zum ersten Male in Holls Seminar Luthers Kommentar über den Galaterbrief zu lesen; es sind wohl für alle Mitglieder ganz grundlegende Wahrheiten gewesen, die wir dort gewonnen haben.

Zweimal habe ich auch Holl predigen hören. Es war wohl an einem Bußtag im Krieg. Wie ein alttestamentlicher Prophet hatte Holl zur Buße gerufen und ein schreckliches Bild unserer Zeit gemalt; es wurde Wahrheit, was er verkündet hatte. So, wie er auf der Kanzel in der kleinen Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche stand, will ich ihn im Gedächtnis behalten, trotzig, nur sich und seinem Gott verantwortlich, unerbittlich wahr und ehrlich, eine schwäbische Luthernatur, wie sie Gott unserer Kirche und unserer Theologie wieder geben möge. Erna Ohm

Die Gedächtnisreden, die Harnack und Lietzmann bei Beerdigung und Gedächtnisfeier gehalten haben, sind bei Marcus und Weber in Bonn erschienen: „Karl Holl". 20 S.

Ein Haeusser-Abend in Berlin

Weithin sichtbare Plakate an den Anschlagsäulen laden zu einem Vortrage „Christus" von Haeusser ein, der seinem Namen hinzufügt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Wir durchschreiten das Vestibul einer der vornehmsten Gasthöfe und gelangen in einen reich ausgestatteten kleinen Saal, dem sich ein eben solcher anschließt. Eintritt 2 Mark. Anwesend etwa 60 Herren und Damen aus gutbürgerlichen Kreisen, nicht wenige intellektuell Aussehende. Eingestreut einige langmähnige, etwas ungewaschene, hemdlose Naturmenschen. Nach halbstündigem Warten ergreift der Vorsitzende des Haeusserbundes, Graf Bothmer, das Wort zu langatmigen, die Zuhörer wenig fesselnden politischen Ausführungen, die für den Leitartikel eines Kreisblattes kaum genügen würden. Mitten in das Politische hinein einige Lobsprüche über den „Nazarener", den er als diplomatisch klugen Menschenbehandler auffaßt, um auf den Größeren hinzuweisen, der nach ihm gekommen ist, Louis Haeusser.

Dieser selbst verhält sich zunächst schweigsam. Er trägt nicht mehr die Christusfrisur wie einst, noch das Kleid Johannis des Täufers, sondern modische Tracht und hält eine Reitpeitsche in der Hand, deren silberner Knopf — ich sitze in seiner unmittelbaren Nähe — mit Widmungen versehen ist, wahrscheinlich das Abbild der Christusgeißel im Tempel. Nur einmal während der Erörterungen seines gräflichen Duzbruders schwingt er gegen einen spöttischen Zwischenrufer drohend die Peitsche und beschimpft ihn im Berliner Jargon. Endlich um 10 Uhr verlangt die ungeduldig werdende Gesellschaft den Propheten selbst zu hören. Er reizt sie zunächst durch ironische Bemerkungen und beginnt dann eine Kapuzinerpredigt über die gänzliche Verkommenheit der Menschen, die der im übrigen als Christusverräter zu bezeichnende Paulus mit Recht „allzumal Sünder" nenne. Er gebraucht dafür die Titel „Säue" und „Schweine". Eine besondere Schale des Zornes ergießt er über die Dichter, die sämtlich Lügner seien — an ihrer Spitze der Götze Goethe, der nur schöne Worte gemacht, aber nichts Gutes getan habe. Allenfalls gelten läßt Haeusser den Menschenverächter Nietzsche und die Gewaltmenschen Napoleon, Lenin und Mussolini, die freilich ihre erfreuliche Kraft nicht in den Dienst der Weisheit gestellt haben. Aus diesem allgemeinen „Mist" oder „Menschheitssumpf" erhebt sich nun als einzig reine, echte Verkörperung des Menschentumes Louis Haeusser, von dem der Redner nur in der dritten Person spricht, vielleicht in Nachahmung des Menschensohnes. Denn er allein hat sich überwunden, hat seine natürlichen Triebe gebändigt und ist restlos wahrhaftig, frei von jeglicher Konvention, darum unhöflich, bis zur Vernichtung ungeschminkt grob.

Geduckt, fast scheu sitzt die Gesellschaft, während des Redners Scheltworte wie Hagel auf sie herniedersausen. Es muß dem christlich Erzogenen wie eine ununterbrochene Kette von Blasphemien klingen, wenn Haeusser sich Jesu ungescheut gleichstellt, wenn er ihn im Tone des Landstreichers zu seinen Jüngern reden läßt. Aber noch rücksichtsloser wirkt sein Angriff, wenn er auf die Kirche zu sprechen kommt, wenn er ihre Einrichtungen schmäht, Taufe und Abendmahl als „Zimt" und „Klimbim" verlacht, wenn er die Pastoren, wie übrigens die Priester aller Religionen, als Nichtstuer brandmarkt, die zu den zwei Prozent Kapitalisten gehören, die auf Kosten der 98 Prozent Armen des Volkes herrlich und in Freuden leben. Daß er ihre Einkünfte zahlenmäßig übertreibt, daß er die Bibel unrichtig zitiert und auslegt, wird in diesem Kreise anscheinend kaum bemerkt.

Auf die schüchterne Frage eines augenscheinlich beeindruckten Jünglings „Was soll ich tun? Zeigen Sie mir den Weg zu Ihrer Vollendung" bleibt er die Antwort schuldig. Zwei gebildet sprechende Herren wagen Einwürfe. Der Eine: „Warum zitieren Sie die verabscheuten Dichter so oft?" Der Andere: „Warum fahren Sie, wie Sie erwähnt haben, auf der Eisenbahn im Schlafwagen und wohnen in den komfortablesten Hotels?" Dies Letztere erklärt Haeusser für eine unvermeidliche Anpassung an gewisse Menschenkreise, die ihn sonst von vornherein ablehnen würden. Ihm seien das Gleichgültigkeiten.

Er spricht in einem den Hörer zermürbenden raschen Wechsel von leise gesenkter Stimme und betäubendem Gebrüll. Die tiefschwarzen Augen des nicht unschönen Mannes, der sich den Sohn eines schwäbischen Weinbauern nennt, flackern unheimlich, wenn er höhnisch erzählt, wie er, von Dutzenden von Psychiatern auf Geisteskrankheit untersucht und schon nahe an lebenslänglicher Internierung, alle seine Feinde durch die Übermacht des Geistes überwunden und die verkommene Regierung genötigt habe, ihn auch aus dem Gefängnis freizulassen.

Als wir lange nach Mitternacht die Versammlung verließen, stand diese augenscheinlich immer mehr unter dem Banne von des Mannes wildem Temperament. Und dieser offenbar schwer pathologische Mensch hat bei der letzten Reichstagswahl mehr als 100 000 Stimmen auf sich vereinigt und eine begeisterte Jünger- und Jüngerinnenschar, die ihm reiche Opfer bringt, um seine ausgedehnte Propaganda zu unterhalten und ihm ein sorgenfreies Leben zu sichern! Das Ganze ein Symptom unserer Zeit, das uns zu denken geben sollte.

Ein **Luther-Film** ist in Vorbereitung. Das Manuskript schreibt D. Bruno Döhring, die Herstellung erfolgt unter Heranziehung erster Künstler und unter Überwachung durch das Präsidium des Evangelischen Bundes; D. Kapler, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, befürwortet das Unternehmen. Anteilscheine über fünfzig Mark werden ausgegeben, die aus den Erträgnissen des Films mit erheblichem Anteil am Reingewinn zurückgezahlt werden. Man wende sich an die Zentralstelle für die Schaffung eines Lutherfilms, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 14/15 zwecks Zeichnung. N N

Preisausschreiben

Der Zentral-Ausschuß für Innere Mission erläßt ein Preisausschreiben zur Bekämpfung der Selbstmordneigung. Die Erzählung soll 12 000 Silben mindestens umfassen, in Maschinenschrift einseitig beschrieben sein, und ist in sechs Durchschlägen bis zum 31. 12. 1926 im geschlossenen Umschlag, der ein Kennwort trägt, an den Zentral-Ausschuß für Innere Mission Berlin-Dahlem Ziethenstraße 24 einzusenden; ein zweiter Briefumschlag mit demselben Kennwort muß Namen und Anschrift des Verfassers enthalten und dem ersten Umschlag beigefügt werden. Die Erzählung soll den Willen zum Leben stählen. Der erste Preis beträgt 1000 Mark, der zweite 500 Mark. Zum Preisrichterkollegium gehören D. Füllkrug, Erwin Gros, Walter von Molo, Oberkonsistorialrat D. Schneider, D. Seeberg, Diedrich Speckmann. H Sch

Kleine Mitteilungen

Das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Freiburg lädt zu einer Tagung Deutsche Tonkunst ein auf 27.—29. d. M. Näheres durch die Geschäftsstelle Freiburg i. B., Bertholdstraße 14.

„Die Verfassungsurkunde der evangelischen Kirche ..." von Frh. v. d. Goltz kostet nicht, wie Sp. 602 angegeben, 3.50 M., sondern 2, gebunden 3 M.

Weitere Beiträge zu dem Thema Volksentscheid sind vorläufig unerwünscht; was gesagt werden muß, wird gesagt werden. R

Abendlied

Wie geht der Tag so balde,
Bis drüben überm Walde
Des Abends Atmen steht.
Was hast du denn gewehret,
Wem hast du denn gewehret,
Da nun das Licht zu Ende geht?

Wie sind die Tage kleine
Und morgen nicht mehr deine —
Waren noch eben Zeit —
Und huben an zu wallen
Und sind nun hingefallen
Ins Land der Ewigkeit.

Gustav Schüler

Versammlungskalender

Juli 4.—30. September. Volkshochschulheim Habertshof
6.—21. Weltbund der Christian Endeavour Society London
21.—26. Sommertagung der Christengemeinschaft Freiburg i. Br., anschließend 3—4tägige Exerzitien durch Fr. Rittelmeyer
21.—29. Internationaler Kongreß gegen den Alkoholismus Dorpat
22.—25. Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ) Köln
27.—29. Tagung Deutsche Orgelkunst Freiburg i. Br.
31.—4. August. Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Bad Saarow
August 1.—8. Christlicher Jungmänner-Weltkongreß Helsingfors
13.—20. Versöhnungsbund sozialethische Tagung Oberammergau
28.—3. September. Welt-Friedenskongreß Genf
31.—7. September. Rast- und Rüstzeit für Wohlfahrtspflegerinnen, Hortnerinnen, Schullehrerinnen Kloster Maulbronn
September 7.—9. Deutscher Dorfkirchenverband Hannover
9.—13. Evangelischer Bund Dresden
9.—13. Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Dresden
20.—21. Luthergesellschaft Hannover
26.—29. Ostasienmission (AEPMW) Neustadt an der Haardt
26. 27. Evangelisch-sozialer Kongreß Frankfurt a. O.
Oktober 2.—9. Neulandtag Eisenach
4.—6. Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
5.—7. Bund für Gegenwartchristentum Köln
6.—9. Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
11.—15. Kursus für Pfarrer und Religionslehrer Halle
17.—23. Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
21. 22. Vierhundertjähriges Gedächtnis der Homberger Synode Homberg a. E.
1927 Juli 31. — August 21. Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Soeben erschien in neuer 4. Auflage, nachdem jahrelang gesucht:

„Eines der bedeutendsten Bücher des vorigen Jahrhunderts" *(so R. D.)*

Die Christliche Ethik

Von Ph. Th. Culmann

31 Bogen auf holzfreiem Papier, Leinenband 12 M., feinster Halblederband 14.50 M.

Die christliche Ethik von Culmann ist ein durchaus eigenartiges Buch, ganz anders als theologische Lehrbücher zu sein pflegen. Der Verfasser, ein Bruder des Mathematikers Karl Culmann, des Begründers der graphischen Statik, starb unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten, ausgeführten Teils, noch nicht 40 Jahre alt. Er ist philosophisch stark beeinflußt von Jakob Böhme, von Baader und dessen Schüler Schaden; in seinem biblischen Realismus ist er Oetinger und Blumhardt verwandt; im Ernst der Forderung und in der dramatischen Kraft der Darstellung erinnert er an Kierkegaard. Es ist ihm um mehr zu tun als um eine korrekte Darstellung der christlichen Sittlichkeit. Er wirft den Feuerbrand der Wahrheit in die Seele des Lesers, stellt ihn vor die große Entscheidung, ruft ihn auf zum Lauf nach dem Kleinod. Durch diese persönlich anfassende Art und durch den Reichtum tiefer und überraschender Gedanken und treffender Winke ist das Buch in der Tat, wie der Verfasser wünschte, für viele ein praktisches Handbuch und ein Wegweiser für ihr Glaubensleben geworden, ein Erbauungsbuch im besten Sinn des Wortes.

Verlag des Evangelischen Vereins für die Pfalz, Kaiserslautern

DIE LEHRE DES LUTHERTUMS IM ABRISS

VON

D. DR. WERNER ELERT

PROF. DER THEOLOGIE IN ERLANGEN

ZWEITE VERBESSERTE UND ERWEITERTE AUFLAGE

XIV, 158 SEITEN 8°. GEHEFTET M 4.20, IN GANZLEINEN M 6.—

Die zweite Auflage ist so gut wie ein neues Buch, vieles ist ganz neu geschrieben. Besonders wertvoll sind die Auszüge aus Luthers Schriften, die sich als Fußnoten fast auf jeder Seite finden. Das Schlußkapitel gibt eine fesselnde kritische Auseinandersetzung Elerts mit anderen Theologen der Gegenwart. „Elerts Abriß ist in seinem Aufbau von einer bewundernswerten Klarheit und Ebenmäßigkeit, die Sprache von einer beneidenswerten Prägnanz." Friedrich Gogarten zur ersten Auflage in den Theologischen Blättern.

KOMMENTAR ZUM NEUEN TESTAMENT AUS TALMUD UND MIDRASCH

VON

HERMANN L. STRACK UND PAUL BILLERBECK

Soeben ist erschienen:

BAND III

DIE BRIEFE DES NEUEN TESTAMENTS UND DIE OFFENBARUNG

VIII, 857 Seiten Lex. 8°. Geh. M 33.—, in Halbleinen M 38.—, in Halbleder M 42.—

Früher ist erschienen:

BAND I

DAS EVANGELIUM NACH MATTHÄUS

VIII, 1055 Seiten Lex. 8°. Geh. M 35.—, in Halbleinen M 40.—, in Halbleder M 45.—

BAND II

DAS EVANGELIUM NACH MARKUS, LUKAS UND JOHANNES UND DIE APOSTELGESCHICHTE

Mit drei Exkursen: 1. Über den Memra Jahves. 2. Das Laubhüttenfest. 3. Der Todestag Jesu. — Sach- und Personenverzeichnis zu Band I und II

X, 867 Seiten Lex. 8°. Geh. M 30.—, in Halbleinen M 35.—, in Halbleder M 40.—

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MÜNCHEN

Ernsten Bücherfreunden

steht auf Wunsch unberechnet zur Verfügung das Verzeichnis der

BÜCHER

aus dem

Leopold Klotz Verlag Gotha

Religionswissenschaften / Briefwerke / Lebensbilder / Dichtungen / Sozialwissenschaften Philosophie / Philologie / Jugendbewegung / Erziehung

Gemeindehelferin gesucht

für den Kirchgemeindebezirk Berlin-Reinickendorf-West. Hauptarbeitsgebiet: weibliche Jugendpflege. Gehalt wie in Großberlin, annähernd 2500 RM.

Bewerbungen mit Lebenslauf und Befähigungsnachweisen bis 15. Juli einzureichen bei

Pfarrer **H. Dorow**

Berlin-Reinickendorf-W.

General Barby-Str. 11.

Suche für meine 22 jähr. Tochter Aufnahme als **Haustochter** in gebildeter Familie zur Weitererlernung der Küche und des Haushalts. Off. unter **Sch. 12** an den Verlag der Christl. Welt.

Ia Eiderfettkäse

9 Pfd. = M. 6.— franko

Dampfkäsefabrik, Rendsburg

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 22. Juli